VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Euro / 2 Giblinge # 0098

"Vergangenheit ist, wenn es nicht mehr weh tut."

juni 2013

versorgerin Nr / 98 / JUNI 2013 / österreichische Post AG / Sponsoring Post, GZZ 022033621 S / RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENG.4, 4040

editorial

Um bei ihren Einsätzen besser auf die Codes der rechtsextremen Szene achten zu können, wurden nun junge Polizisten aus Oberösterreich geschult, berichtete das hiesige Heimatblatt am 24. Mai. Dass es für Exekutivbeamte bis hin zum Verfassungsschutz eine Herausforderung darstellt, nicht lechts und rinks zu velwechsern und Antirassismus von Rassismus zu unterscheiden, zeigte sich am 16. April, als die Ausstellung »Die Gedanken sind frei« von Marika Schmiedt ohne viel Federlesens von der Polizei demontiert wurde. Marika Schmiedt ist nun bereit, eine spezielle Schulung in Antirassismus und Anti-Antiromaismus abzuhalten, auch für ältere Polizisten, und für Polizistinnen – im Rahmen der Neuinstallation ihrer Ausstellung in der Bundespolizeidirektion Linz, Nietzschestraße. Mehr dazu und über die Faschisierung Ungarns, die in der Geschichte eine wesentliche Rolle spielt, auf den Seiten 3 – 5.
Die protestierenden Flüchtlinge in Wien sind nun schon seit geraumer Zeit im Servitenkloster untergebracht. Kerstin Kellermann erzählt auf Seite 6 die Geschichte eines jungen, traumatisierten Pakistani.
Eine Debatte über das Verhältnis von Singularität und Wiederholung von Genoziden möchte Felix Riedel in einem kleinen Essay auf Seite 7 eröffnen.
Stephan Grigat stellt auf Seite 10 eine neue Biographie des beinahe vergessenen Historikers Joseph Wulf vor, die hoffentlich dazu beiträgt, dass die Dokumentensammlungen und Schriften dieses Überlebenden von Auschwitz neue Leser_innen finden.
Einem »peinlichen Genre« widmet sich Lars Quadfasel auf Seite 8 mit einer Kritik des Fantasy-Romans und der TV-Serie »Game of Thrones«.
»Das beliebte soziale Netzwerk« (Klaue) Kathrin Passig hat bei Suhrkamp »Standardsituationen der Technologiekritik« veröffentlicht. Magnus Klaues geistreiche Kritik dieser »mit der totalen Kommunikation bereits identisch(en)« Technologiekritik ist auf Seite 9 zu lesen.
Kristina Pia Hofer schreibt auf Seite 11 über die neue Österreichische Gesellschaft für Geschlechterforschung.
Tanja Brandmayr legt auf Seite 12 dar, wie aus ihrer Entdeckung eines aus der Zeit gefallenen Schuhgeschäfts doch kein Kunstprojekt wurde.
Die Künstlerin Shu Lea Cheang kommt in Juni auf Einladung der Stadtwerkstatt und Armin Medosch nach Linz. Medosch stellt die neue Artist-in-Residency und ihre Seeds Underground Party auf Seite 13 vor.
Geld, Glück und Gold findet sich auf den Seiten 14 - 19. Wolf Guenter Thiel denkt nach über Gibling, Postmaterialisten, und das »kleine Glück«, Astrid Esslinger rezensiert ein »ABC des Geldes«. Franz Primetzhofer übt Kritik am Gibling, indem er auf den geistigen Ausgangspunkt für derartige Konzepte hinweist, attestiert ihm dann aber doch »positive(n) moralische(n) Überschuss«.

Positiven moralischen Überschuss wünscht

k.



servus@servus.at

Das Internet ist schuld... und die Kunst hat Recht?

Wenn jüngste Bestrebungen darauf abzielen, das Internet weiter zu regulieren, wenn das Recht auf Remix schwindet, jegliche Freiheiten eingeschränkt werden sollen, Kopieren weiter kriminalisiert wird und nur jene, die mehr zahlen, entsprechende Information abfragen dürfen, liegt einiges im Argen, was auf eine nicht wahnsinnig rosige Zukunft des Internets inklusive des Kunst- und Kulturschaffens deuten lässt. Besonders auch dann, wenn immerhin 2320 (UnterstützerInnen laut 26. Mai .2013) Kunst- und Kulturschaffende ihre Unterstützungserklärung für eine Initiative namens »Kunst hat Recht« abgeben und sich durch diese vertreten fühlen. Die Initiative für das Recht auf geistiges Eigentum erntet seit Anfang 2012 durch eine in sich recht widersprüchliche Meinungsmache Kritik durch diverse unabhängige NetzaktivstInnen, wie AutorInnen von Netzpolitik.org[1], der IG-Kultur[2], Monochrom[3], dem World Information Institut[4] und vielen anderen. In ihrer Kampagne zeichnet sie sich durch eine Verschärfung des Urheberrechts aus und sie positioniert sich damit, sich um das Einkommen von Kunst- und Kulturschaffenden zu sorgen. Ohne Zweifel ist diese Sorge ums



Netzpolitischer Konvent der Österreichischen Zivilgesellschaft, 25. und 26. April 2013 im Depot Wien

Einkommen durchaus berechtigt, allerdings spalten sich die Geister im Detail. Und spätestens beim Erscheinen des sechsundneunzigseitigen Weißbuchs[5] zur Bedeutung des geistigen Eigentums für Österreichs Kunstschaffende, ist der Verdacht bestätigt, dass Grundlagen und Material hier wohl kaum von einer unabhängigen Initiative geliefert wurden, und dass es sich um eine mit beträchtlichen finanziellen Mitteln ausgestattete Kampagne handelt, deren Auftraggeber auch über entsprechenden »Knedl« für diese Meinungsmache verfügen muss. Und wer sonst, wenn nicht die Verwertungsindustrie könnte so eine Stimmungsmache gut für sich nutzen und bestimmen wollen, wohin der Hase läuft?

Ein genauerer Blick auf die Liste der UnterstützerInnen wäre vielleicht auch interessant. Welchen Kategorien ordnen sich die UnterzeichnerInnen zu und wie zeichnet sich der Altersdurchschnitt in dieser Liste ab?
Die dazu entstandene Facebookseite verzeichnet jedenfalls 1.670 Likes und die öffentlich Facebook-Statistik dazu besagt, dass der Altersdurchschnitt hier zwischen 35 und 54 Jahren liegt. Laut meiner Facebookseite sind immerhin davon nur fünf mit mir befreundet.
Im Gegensatz gehören bei der Initiative »Kunst gegen Überwachung«, die sich gleich als Reaktion auf »Kunst hat Recht« in Facebook mit einer Page formiert hat, fünfzehn Menschen zu meinem Freundeskreis. Das stimmt mich doch etwas positiv. Allerdings verzeichnet die Seite »Kunst gegen Überwachung« nur 634 Likes.

Fest steht, dass nicht alle österreichischen Kunst- und Kulturschaffenden die Kampagne »Kunst hat Recht« mitverfolgt haben und sich mit der Kritik daran beschäftigen. Viele haben diese Kampagne vermutlich auch bewusst nicht unterzeichnet. Nicht alle können und wollen in die tiefen Diskussionen rund um das Urheberrecht und die diversen aktuellen Entwicklungen rund um das Internet eindringen. Verständlicherweise einerseits, allerdings ist es vermutlich bald zu spät, wenn man das Feld amtierenden PolitikerInnen, der Industrie und Initiativen wie »Kunst hat Recht« überlässt.

Der Netzpolitische Konvent der österreichischen Zivilgesellschaft

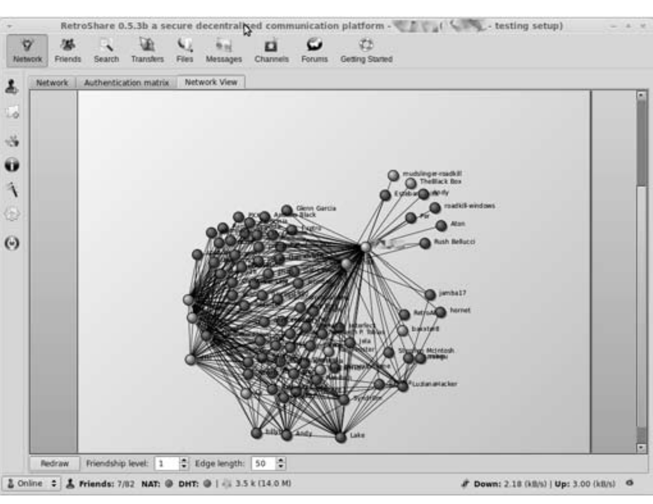
Die aktuellen und bedrohlichen Entwicklungen waren jedenfalls Anlass, dass das World Information Institut, Wien, im Februar 2013 einen wichtigen Stein ins Rollen gebracht hat und mich mit ins Boot geholt hat um gemeinsam einen netzpolitischen Konvent zu organisieren, bei dem es gelingen sollte, unabhängige Netzkultur-Organisationen, ExpertInnen, Kulturschaffende, KünstlerInnen und NetzaktivstInnen an einen Tisch zu bringen, um ein gemeinsames Forderungspapier an die Politik zu den Themen *Netzneutralität, Datenschutz und Recht auf Privatsphäre, Offene Daten und Offenes Wissen* und *UrheberInnenrecht* zu verfassen.
Netzpolitische Themen sind noch viel zu wenig präsent in der österreichischen Politik. Nicht nur, dass die meisten PolitikerInnen inkompetent sind, es ist auch der Kontext der Debatte, so weit sie stattfindet, oftmals sehr problematisch.

Ziel des netzpolitischen Konvents war es, bei vollem Bewusstsein um die Komplexität der einzelnen Themen, eine verständliche Kurzversion der Inhalte und Forderungen zu erarbeiten, um sie in Folge an die Politik zu richten. Gleichzeitig ist natürlich auch das Ziel, dass dieses Papier und die Forderungen viele UnterstützerInnen aus der Kunst- und Kulturszene gewinnen kann, um an Relevanz zu gewinnen.
In Kürze wird das Ergebnis des Netzkonvents präsentiert, viral verbreitet und zur aktiven Unterzeichnung eingeladen! **Stay tuned!**

Ein anderes Internet muss her!

So absurd diese Aussage klingen mag: Praktisch beschäftigen auch wir uns gerade damit, wie man sich mit anderen Methoden sicher vernetzen, Files austauschen, chatten und produzieren könnte und einigen absehbaren Entwicklungen des Internets und dem generellen Trackingwahn sicher aus dem Weg gehen kann. Zu diesem Zweck wird in einem kleinen servus-Kreis eine Software namens RetroShare getestet. RetroShare ist eine Open Source Cross Plattform, die als Friend-2-Friend eine dezentrale Kommunikationsplattform bietet. Es ist ein Client, den man sich lokal auf seinen Personal Computer (PC) installiert. Die Software ist für alle Plattformen (Windows, OSX, Linux) verfügbar. Jegliche Form von Austausch ist hier nur verschlüsselt möglich. Nichts ist von außen nachvollziehbar. Zu deinen Freunden zählen nur jene, denen du wirklich vertraust und die deinen PGP Schlüssel[6] haben. Nur so gelingt es überhaupt Teil des Share-Netzwerkes zu sein.

RetroShares verwendet eigene Algorithmen für die Verschlüsselung, die eben Anonymität außerhalb des Freundeskreises gewährleistet.
Die AutorInnen des in RetroShare verwendeten Algorithmus »Turtle« beschreiben den Vorteil eines solchen Netzwerkes so: »Als wir Turtle designed haben, waren wir davon inspiriert, wie Leute die, unter unterdrückenden Regierungen leben müssen, ihre Informationen teilen. Weil es eine besondere Gefahr bedeuten würde, Bücher, Videos, Audioaufnahmen und anderes mit irgend jemanden zu tauschen, teilen die Menschen nur mit jemanden, dem sie wirklich vertrauen.«



Screenshot RetroShare Client

Ob RetroShare auch ein mögliches Potential für unsere Community aus dem Kunst- und Kulturumfeld hat, wird sich nach unserer Testphase Ende Juni weisen. Auch wenn es sich vom Layout im Vergleich zu bekannten sozialen Netzwerken sehr unterscheidet und ein bisschen anders funktioniert bei der Kommunikation, wurde an alle Funktionalitäten in diesem Zusammenhang prinzipiell gedacht – mit dem großen Unterschied, ohne Zensur und Rückverfolgung durch Dritte kommunizieren und teilen zu können.
Fest steht im Moment, dass der Client noch einige Hürden aufweist. So ist zum Beispiel das Verbinden mit vertrauensvollen Personen, die hinter einer Firewall sitzen, noch problematisch und auch an der Benutzbarkeit gibt es noch einiges, was man auf eine Wunschliste für die Zukunft setzen kann.

---

[1] *http://netzpolitik.org*
[2] IG Kultur Österreich: *http://igkultur.at*
[3] Monochrom: *http://www.monochrom.at/wolfgang-lorenz-gedenkpreis/*
[4] Der Standard: *http://derstandard.at/1326503743951/Mehr-Rechte-gegen-die-Kunst*
[5] Kunst hat Recht: *www.kunsthatrecht.at*
[6] PGP: *http://www.gnupg.org/*

»Die Gedanken sind frei« Linzer Polizei demontiert antirassistische Ausstellung

Die Stadtwerkstatt fordert eine Neuinstallation der Ausstellung von Marika Schmiedt in der Bundespolizeidirektion, Nietzschestraße. Von *Johanna Herzfeld*.

Am 14. April wurde in der Linzer Innenstadt beim Altstadtfest »Ein Dorf in der Stadt« die Ausstellung der Wiener Künstlerin und Filmemacherin Marika Schmiedt eröffnet.
Initiiert von der Stadtwerkstatt, in Zusammenarbeit mit der Galerie Hofkabinett, wurden unter dem Titel »Die Gedanken sind frei – Angst ist Alltag für Roma in Europa« an einem Bauzaun 31 Collagen affichiert, die Schmiedt zu aktuellen rassistischen Diskriminierungen und Verfolgungen von Roma und Romnija in Europa gestaltet hat.
Die Collagen konfrontieren mit bewusst provokanten Sujets. In dem Begleittext, der die Ausstellung am Bauzaun einleitete, beschreibt die Künstlerin ihre Arbeit mit folgenden Zeilen:
»Diese ›Ausstellung‹ soll als Spiegel der verbreiteten aber durchschnittlich nicht wahrgenommenen Rassismen dienen und mit der Geschichte der Verfolgung der Roma in Verbindung gebracht werden. Pogrome in Europa existieren nach wie vor – lebensbedrohende Zustände sind allgegenwärtig und obwohl die Situation für Roma eine soziale und politische Situation hervorruft, die an die Zeit des Nationalsozialismus erinnert, hat sich die Mehrheit zum Schweigen entschlossen. Meine Collagen, die im Sinne der Confrontage agieren, versuchen das Schweigen zu durchbrechen und den Rassismus zu enthüllen und gleichzeitig der fortschreitenden Diskriminierung entgegenzuwirken.«

Die Collagen thematisieren Beleidigungen durch Lebensmittelbezeichnung (»Z-Schnitzel«), Abschiebungen aus Frankreich, untragbare Lebensbedingungen in peripheren »Wohn«-gebieten in Serbien, Neonaziübergriffe in Ungarn und die fehlende Aufarbeitung des Porajmos, des Völkermordes an Roma und Sinti durch die Nazis.
»Marika Schmiedt kommentiert, was los ist in Europa, und sie ist dabei nicht zimperlich mit historischen Vergleichen. ›Meine Kunst ist nur ein Spiegel‹, sagt sie, ›die Verhältnisse gibt es auch ohne sie‹. Aber das ist zu klein gedacht. Ihre künstlerische Arbeit ist nicht Spiegel, sondern Vergrößerungsglas der Zustände. Sie zoomt hinein in den Wahnsinn, der tagtägliche Politik ist, weiterzappen unmöglich«, so Lisa Bolyos in ihrem Artikel »Die Kunst ist die Lupe der Verhältnisse«, Augustin 344.

Aggressiver Ungarn-Nationalismus

»Schon vor der Eröffnung kam es zu einem unsäglichen Zwischenfall, als ich Marika Schmiedt die Hängung ihrer Arbeiten zeigte«, so Olivia Schütz, Vorsitzende der Stadtwerkstatt. »Während Marika Fotos von ihren Collagen machte, kam eine Frau wütend angebraust, riss ein Plakat herunter und begann uns zu beschimpfen. Die Künstlerin wurde als »Rassistin«, die das ungarische Volk verunglimpfe, beschimpft. Die Frau drohte Künstlerin und Veranstalter mit Anzeigen. Der Begleiter der Frau, der uns beide fotografierte, riss Marika das Handy aus der Hand. Nachdem Marika ihr Handy eingefordert und auch wieder bekommen hatte, verließen die beiden den Ort – im Weggehen ließ mich die Frau aber noch wissen, dass sie uns »200 oder 300 Ungarn vorbeischickt«.

Bei dieser Frau handelte es sich um eine Fremdenführerin mit ungarischem Hintergrund. Auf dem Blog von Marika Schmiedt drohte die Stadtführerin mit einer Anzeige, vertreten durch die wiener-ungarische Anwältin Eva Maria Barki, die für ihre Jobbik-Affinität bekannt ist. Dr. Barki hat im Jahr 2010 den Aufmarsch von ungarischen Rechtsextremen und Neonazis in Oberwart angemeldet. Konkret ist in dem Kommentar zu lesen: »Ihre ›künstlerischen‹ Machwerke wurden alle fotografiert und an das Büro des ungarischen Ministerpräsidenten sowie an eine Rechtsanwaltskanzlei in Wien z. Hd. Frau Dr. Eva Maria Barki gesandt. Diese wird die Staatsanwaltschaft einschalten.«

Collagen wurden durch die Polizei entfernt

Innerhalb von 48 Stunden nach der Vernissage, die Kulturdirektor Dr. Stieber eröffnet hatte, waren alle 31 Collagen entfernt. Erst einige Tage später bekam die Stadtwerkstatt den Hinweis, dass Polizeibeamte die Demontage der Collagen durchgeführt hatten.

Eine am 24. April geschickte Anfrage von der Stadtwerkstatt an die Landespolizeidirektion mit der Bitte um eine Sachverhaltsdarstellung blieb unbeantwortet.

Auch die ersten Anrufe bei der Polizei gingen ins Leere.
Schließlich bekam die Stadtwerkstatt am 29. April auf eine erneute telefonische Anfrage die Bestätigung, dass die Collagen tatsächlich bereits zwei Tage nach der Eröfffnung behördlich entfernt worden waren.
Der diensthabende Beamte behauptete, Marika Schmiedt sei angerufen und gefragt worden, ob ihre Plakate entsorgt werden sollen, wonach sie angeblich zugestimmt habe. Marika Schmiedt hat jedoch nie einen Anruf diesen Inhalts erhalten. Die Polizei habe im Auftrag des Bundesamtes für Verfassungsschutz, der die Plakate als rassistisch beurteilt hätte, gehandelt, so die telefonische Auskunft aus der Wachstube. Die Stadtwerkstatt hat Anzeige wegen Diebstahl erstattet.

Foto: Tanja Brandmayr

Mehrere sehr Verstörte

Am 8. Mai kam durch eine indirekte Kontaktaufnahme ein Treffen zwischen dem Stadtpolizeikommandant von Linz und der Stadtwerkstatt zustande. In diesem Treffen wurde in Erfahrung gebracht, dass einige Beschwerdeanrufe in der Polizeiinspektion Nietzschestraße – Zuständigkeit Verfassungsschutz – eingegangen wären. Der ausschlaggebende Anruf soll der eines Journalisten gewesen sein.
Diese Beschwerden wurden telefonisch an die Dienststelle Landhaus, nahe des Ausstellungsortes, weitergeleitet. Die Beamten vor Ort hätten daraufhin die Collagen entfernt. Laut Stadtpolizeikommandant seien nur fünf Plakate entfernt worden. Fotos vom Vormittag des 16. April zeigen jedoch noch mindestens 15 Plakate.
Die »Oberösterreichischen Nachrichten« berichteten, die Polizeibeamten hätten am Bauzaun »mehrere Personen angetroffen, die durch die Plakate ›sehr verstört‹ gewesen seien«. Sollten diese »Verstörten« bereits der Polizei Arbeit abgenommen haben? Die Behauptung der Anwesenheit »mehrerer Verstörter« lässt nur den Schluss zu, dass die Polizei anstatt dem Antirassismus einem »gesunden Volksempfinden« zu Diensten war.

Umittelbar nach diesem Treffen wurde vom Landespolizeikommando Oberösterreich eine Stellungnahme an die Presse geschickt.
Darin stand zu lesen, dass die Stadtwerkstatt über die Demontage informiert worden sei und weiters: »Das Landespolizeikommando stellte ergänzend fest, die einschreitenden Beamten hätten eine Güterabwägung vornehmen müssen« (OÖN).
Die Bestätigung durch Polizeibeamte der Dienststelle Landhaus, dass das Amt für Verfassungsschutz die antirassistische Ausstellung als rassistisch eingestuft habe, lässt nur vermuten, dass auf diese Weise der schwarze Peter den kleinen Beamten der Wachstube zugeschoben wird.

Die Stadtwerkstatt wurde natürlich auch nicht informiert.

Förderung von politischer Bildung

Zwei Tage später erhielten wir ein Schreiben vom Stadtpolizeikommandant, in dem sich dieser bei Marika Schmiedt und der Veranstalterin Stadtwerkstatt im Namen seiner Beamten entschuldigt. »Als die Beamten die Information über die angeblich rassistischen Plakate erhielten, mussten sie die Plakate einschätzen und unterlagen dabei diesem Irrtum. Sie waren überzeugt richtig zu handeln und irrten dabei.«
Das Amt für Verfassungsschutz wird in diesem Schreiben mit keinem Wort erwähnt.
Weiters ist in diesem Schreiben zu lesen: »In der Polizeiinspektion wurde den Beamten erst klar, dass die Plakate im Zusammenhang mit der angemeldeten Veranstaltung stehen könnten und die Anmelderin der Veranstaltung (der Veranstaltung ›Ein Dorf in der Stadt‹, Anm. d. Red.) wurde telefonisch kontaktiert.«
Zumindest ist also nun der Punkt, mit wem die Polizei Kontakt aufgenommen hat, geklärt.

Das ungarische Rechtsextremen-Portal »kuruc.info« hat zu der Ausstellung in Linz einen Hetzbericht veröffentlicht, in dem Marika Schmiedt als »Judenkünstlerin« tituliert wird. Die im Bericht veröffentlichten Fotos stammen von dem Vorfall vor der Ausstellungseröffnung, die der Begleiter der Stadtführerin anfertigte.

Der Nationalratsabgeordnete Karl Öllinger (GRÜNE) hat eine parlamentarische Anfrage an die Bundesministerin für Inneres betreffend »Mutwillige Zerstörung einer Kunstausstellung durch die Linzer Polizei?« gestellt. In dieser werden dreizehn Fragen rund um den Hergang der Demontage und Verbindungen zwischen ungarischen Nationalisten in Österreich und Rechtsextremen bzw. Neonazis in Ungarn, gestellt. *http://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXIV/J/J_14720/fnameorig_303869.html*

Für die Stadtwerkstatt kann der ungeheuerliche Vorfall, die Demontage einer antirassistischen Ausstellung durch die Polizei, durch eine Entschuldigungsmail, in der der Linzer Stadtpolizeikommandant die Stadtwerkstatt ersucht, »auch der Künstlerin mein Bedauern zu übermitteln«, nicht ad acta gelegt werden.
Die Stadtwerkstatt fordert eine offizielle Entschuldigung von Polizei und Verfassungsschutz sowie eine Neuinstallation der Ausstellung »Die Gedanken sind frei« von Marika Schmiedt in der Eingangshalle der Bundespolizeidirektion Linz, Nietzschestraße – ganz im Sinne eines Subtitels der Ausstellung, nämlich zur Förderung von politischer Bildung und Zivilcourage!

****

»Aber lustig ist das nur einen Augenblick lang. Immerhin liegt diesem behördlichen Angriff auf politische Ausdrucksformen in der Kunst die alte Strategie zugrunde, jene als Rassist_innen zu bezeichnen, die Rassismus anprangern. Das geht ganz einfach, wenn man einen homogenen Volksbegriff hat: Du sagst, in Ungarn gibt's ein Rassismusproblem? Ich verklage Dich, weil Du (uns) Ungarn beleidigst.«
(...)
»Schmiedts Collagen mögen schmerzen, weil sie den Finger auf Europas wunde Punkte halten. Und sie mögen übertreiben, weil der Auschwitzvergleich ein bisschen locker sitzt. Aber was in der Reaktion auf ihre Arbeiten offenbar wird, ist, dass ein Poster mit Viktor Orbáns Konterfei auf einer Salami als schlimmer empfunden wird als die Wirklichkeit: ›Meine Plakate werden angegriffen, aber die Verhältnisse nicht.‹ Und darin ist die Wut begraben, die Schmiedt weiter antreibt. ›Ich würd mich liebend gern um was anderes scheren, wenn die gesellschaftlichen Zustände es erlauben würden.‹ Bis dahin muss noch viel Wasser die Tisza hinunterfließen.«

Lisa Bolyos, Augustin

Null-Toleranz gegenüber den Verhältnissen

Die Schriftstellerin *Simone Schönett* im Gespräch mit **Marika Schmiedt.**



Foto: Marika Schmiedt · ARTBRUT

Deine Grafiken spiegeln reale Verhältnisse. Angegriffen werden aber sie, und nicht etwa die realen Verhältnisse selbst. Absurd?

Meiner Erfahrung nach war es immer schon so, dass man jene kritisiert, die auf die Verhältnisse aufmerksam machen – und nicht die Verhältnisse selber kritisiert. Insofern ist das auf keinen Fall verwunderlich. Aber nervig, und es ärgert mich, denn die Plakate sind ja nichts im Verhältnis zu den Zuständen. Es gibt täglich neue Belege dafür, was in Europa los ist.

Man kann es wissen, wenn man es wissen will. Aber wenn es einen nicht selber betrifft, neigt man dazu, nichts wissen zu wollen, die Verhältnisse auszublenden, und zwar vollkommen auszublenden. Das ist für mich das Schreckliche. Unbegreiflich: Die Mehrheitsgesellschaft neigt dazu, ganze Teile der Realität auszublenden – und das betrifft nicht nur Roma. Ich kann nicht nachvollziehen, wie man das so von sich abtrennen kann, von wegen: Das geht mich nichts an, was hat das mit mir zu tun?

Beim Nachdenken über die heftigen Reaktionen, die die Plakate auslösten, habe ich meine bisherigen Arbeiten reflektiert. Und im Zusammenhang damit festgestellt, dass man sich den Bildern nicht entziehen kann, sie machen etwas mit einem, rufen vor allem auch die Rechten auf den Plan, aber auch viele andere Leute; sie lösen etwas aus, Positives und Negatives. Zu dem Vorfall in Linz gibt es ein »österreichisches Politikforum« mit 553 Einträgen. Zum Teil Kommentare wie: das sei keine Kunst, sei reine Hetze, diffamierend, geschmacklos. Oder der Vorwurf, so eine Arbeit bewege nichts. Das sehe ich anders. Meine Arbeit bewegt jedenfalls – die Gemüter.

In der Rezeption deines Kunstprojektes »Die Gedanken sind frei« fiel nie der Untertitel: »Angst ist Alltag für Roma in Europa«. Fällt da im Ausblenden des Untertitels nicht schon das Entscheidende weg?

Meine Plakate beziehen sich auf ganz Europa, auch auf Österreich. Aber die Medien haben sich hauptsächlich auf Ungarn konzentriert. Der Untertitel hat scheinbar niemanden interessiert, was ja schon wieder klassisch ist.

Die Linzer Polizei behauptet, sie habe im Auftrag des Bundesamtes für Verfassungsschutz die Plakate entfernt, und man habe dich kontaktiert. Was ist das für ein Gefühl, mit solchen Behauptungen konfrontiert zu sein?

Es ist mühsam, dass ich mich überhaupt mit so was beschäftigen muss. Und diese Absurdität, mit der ich da konfrontiert werde, nervt.

Wie fühlt man sich, wenn man antirassistische Kunst zeigt – und dann die Arbeiten wegen angeblicher Verbreitung rassistischer Inhalte angezeigt werden?

Einsam. Bedenklich auch, wie schnell die Rechten reagieren, und wie lange es bei Leuten dauert, die wie ich im antirassistischen Kontext arbeiten. Auch von KuratorInnen, mit denen ich schon gearbeitet habe, gab es keine Reaktion. Reagiert haben nur wenige, oft Leute, die mich gar nicht kennen. Und die Medien haben ja auch erst einen Monat nach dem Vorfall in Linz berichtet.

Wäre dieser Skandal in Linz auch passiert, wenn du keine Romni wärst?

Das kann ich nicht beantworten. Wäre ich keine Romni, hätte ich die Ausstellung gemacht? Jede Antwort auf die Frage wäre reine Spekulation. Aber das Medium Plakat, genau diese Form des Ausdrucks, öffentlich, hat mit meiner Geschichte zu tun. Mit der meiner Großmutter, der meiner Mutter – und meiner eigenen. Damit beschäftige ich mich schon seit 1999. Und je älter ich werde, desto weniger Toleranz kann ich für die herrschenden Verhältnisse aufbringen, nämlich Null-Toleranz. Ich kann die Verhältnisse nicht schönreden. Und das möchte ich auch nicht.

Waren die Reaktionen auf die Grafiken überraschend? Oder hast du damit gerechnet?

In der Form war es schon überraschend. Dass die Plakate vielleicht nicht lange hängen oder beschmiert werden, ja, damit musste man rechnen. Aber die ungarische Fremdenführerin hat mich schon überrascht. Dass ich schon vor der Eröffnung verhindern muss, dass die Ausstellung zerstört wird, das hat mir bewusst gemacht, wie gut organisiert die ungarischen Nationalen auch in Österreich sind, dass sie gute Kontakte zur Politik haben. Das ist die Erkenntnis, die ich gewonnen habe.

Der Vorfall in Linz hat mir auch wieder gezeigt, dass für mich eine Reise nach Ungarn mittlerweile unmöglich ist. Ich müsste um mein Leben fürchten. Oder man würde mich einsperren, und ich bekäme eine unverhältnismäßig hohe Strafe, 20 Jahre wegen Diffamierung des ungarischen Volkes. Aber wenn ich das sage, dann sind die Reaktionen hier: Dann fährst du halt eben nicht nach Ungarn, hör ich oft. Dass dies meine Freiheit beschneidet, ist vielen gar nicht klar. Wenn ich etwa nach Serbien reisen will, mit dem Zug, dann muss ich durch Ungarn fahren. Was aber, wie gesagt, nicht mehr geht. Und das in der EU, die immer Demokratie propagiert. Ungarn ist so nahe an Wien. Und was dort passiert, wird einfach ignoriert.

Printmedien reagierten erst einen Monat nach dem Vorfall. Wie beurteilst du das?

Ich glaube schon, dass es daran liegt, dass es hier um Roma geht. Das interessiert niemanden – sonst hätten wir ja nicht diese Verhältnisse. Wenn die Stadtwerkstatt nicht von Anfang an so couragiert gehandelt hätte, wäre da sicher noch mehr Zeit vergangen. Aber leider ist es so. Erst wenn die Printmedien etwas bringen, positionieren sich auch andere. Würde man in den Medien die ungarischen Verhältnisse ernst nehmen, müsste ja tagtäglich darüber berichtet werden. Aber das passiert eben nicht.

In den »Oberösterreichischen Nachrichten« stand, die Polizei hätte am Baustellenzaun, »mehrere Personen« angetroffen, die durch deine Plakate »sehr verstört« waren…

In dem Zusammenhang fällt mir ein, dass ein paar Tage nach der Ausstellungseröffnung im Kalender des oberösterreichischen Seniorenbunds der ÖVP gegen Sinti und Roma gehetzt wurde: »Diese Volksgruppe handelt sehr skrupellos und beutet ihre Opfer oft bis zur wirtschaftlichen Vernichtung ihrer Existenz aus.« Es gab kurze Empörung. Den Text hat der Seniorenbund von der Linzer Polizei erhalten – der das erst in einer späteren Pressemitteilung leid tat…

Die Stadtwerkstatt fordert eine Neuinstallation deiner Ausstellung in der Eingangshalle der Bundespolizeidirektion Linz. Hättest du nach diesem Skandal noch Lust dazu?

Ich bezweifle, dass eine Neuinstallation in der Bundespolizeidirektion stattfinden wird. Fände ich aber wichtig. Ich würde sofort ein verpflichtendes Seminar für Bewusstseinsbildung anbieten, zusätzlich zur Neuinstallation der Ausstellung. Aber dazu wird es eher nicht kommen.

Mittlerweile sind ja auch rechtsradikale Plattformen auf deine Arbeiten und dich aufmerksam geworden. Ist der Untertitel deiner Ausstellung »Angst ist Alltag für Roma in Europa« nun auch für dich real geworden?

Ja, das kann man sagen, der Untertitel ist real geworden. Ich bin vorsichtiger geworden, ich schaue noch genauer. Das ist ein unangenehmes Gefühl, das ich wahrscheinlich nicht mehr los werde. Aber es wird mich auf keinen Fall davon abhalten, weiter zu machen. Die rechte Ideologie ist so weit verbreitet, hat sich so fest gebrannt in den Hirnen; ein Virus, das sehe ich, lese ich, nehme ich wahr.

In einem Interview kehrst du einen Satz von Ingeborg Bachmann um. Du sagst: »Die Wahrheit ist den Menschen nicht zumutbar«.

Ja, das stimmt. So scheint es.

Intervention im öffentlichen Raum erreicht viele. Sind noch weitere Ausstellungen der Grafiken geplant?

Natürlich wird es weitere Ausstellungen geben. Und am besten im öffentlichen Raum. Auf Litfasssäulen. Überall. Besonders gerne auf den Screens in den U-Bahnen. Aber das wird nicht stattfinden. Weil meine Grafiken zu zeitgemäß sind. Und es wahrscheinlich Jahre dauern wird, bis meine Arbeiten gezeigt werden können, ohne dass ich mich mit Verfassungsschutz oder Polizei auseinandersetzen muss.

Inwieweit wirkt sich dieser skandalöse Vorfall vom 14. April auf deine Arbeit aus – und auf dich persönlich?

Positiv – und negativ. Meine Arbeit und mein Anliegen werden bekannt, das ist positiv. Und dass sich einige Leute mehr solidarisieren und mit mir kämpfen. Negativ ist, dass dieser Vorfall so viel meiner Zeit eingenommen hat.

marikaschmiedtwordpress.com

Simone Schönett, Jahrgang 1972, ist eine österreichische Jenische. Sie lebt als freie Schriftstellerin in Kärnten. Zuletzt erschien von ihr: »Oberton und Underground«, Novelle (Edition Meerauge, 2012)

Vom völkischen Konsens in Ungarn

Ein Interview mit **Magdalena Marsovszky** von *Ljiljana Radonic.*

Viktor Orbán, Vize-Präsident der Europäischen Volkspartei, wird von seinen konservativen Kollegen um seine Erfolge beneidet; die Abschaffung der Gewaltenteilung, der aggressive Antiziganismus und Antisemitismus werden mehr oder minder stillschweigend hingenommen. Ljiljana Radonic sprach darüber im März 2013 mit Magdalena Marsovszky, die an der Hochschule Fulda über Antiziganismus, Ethno-Nationalismus und Antisemitismus lehrt und sich im *Villigster Forschungsforum zu Nationalsozialismus, Rassismus und Antisemitismus e.V.* engagiert.

Wie hat sich Ungarn seit dem Zusammenbruch des Ostblocks in Bezug auf die Demokratisierung und den Umgang mit der Vergangenheit entwickelt?

Die Wende war in Ungarn weniger eine demokratische als eine ethno-nationale Wende. Man hat sich sehr darauf gefreut, die ethno-nationale Identität verwirklichen zu können. Auch für die damalige demokratische Opposition ging es im Großen und Ganzen um die nationale Wende, nicht so sehr um Demokratie. Bereits bei den ersten Wahlen ist eine national-konservative Regierung an die Macht gekommen und seitdem konnten die demokratischeren Kräfte diese sich zuspitzende ethno-nationale Entwicklung nicht durchbrechen.
Ein zentraler Punkt der Vergangenheits*»bewältigung«* war die Eröffnung des Museums *Haus des Terrors* in Budapest, das eindeutig die nationale Opferrolle in den Vordergrund stellt. Es wurde am Ende der ersten Orbán-Regierung (1998–2002) eröffnet und stellt den Höhepunkt einer vierjährigen völkischen Kulturpolitik dar. Seit der ersten Fidesz-Regie-rung steht die nationale Opferrolle eindeutig im Vordergrund. Nach der Wahlniederlage gegen die Sozialisten 2002 gründete Viktor Orbán die sogenannten *Polgári körök* – ein loses Netz vermeintlich ziviler Kreise – vermeintlich, weil ihre Strukturen nicht unmittelbar in der Bevölkerung entstanden sind und über die Jahre bis zum Wahlsieg 2010 bewusst vom oppositionellen Fidesz angeführt wurden, aber zum Teil wirklich auf Wunsch der Bevölkerung. Diese »Bürgerkreise« betonen seit 2002 die nationale Opferrolle, argumentieren verschwörungstheoretisch und antisemitisch. Seit 2010 wurden die Bürgerkreise allmählich vom *Forum Ziviler Zusammenhalt* (CÖF) abgelöst, das im letzten Jahr die riesigen »Friedensmärsche«, also die Sympathiekundgebungen für die Orbán-Regierung organisierte.



Foto: Tanja Brandmayr

Welche einschneidenden Veränderungen hat die Regierung Orbán II gebracht?

Anfang 2012 wurde eine neue Verfassung – Grundgesetz genannt – verabschiedet, in der Ungarn im Grunde nicht mehr als Republik verstanden wird, sondern im völkischen Sinne als Magyarenland. Es wird zwar in einem einzigen Satz erwähnt, dass Ungarn eine Republik sei, aber die Präambel zeigt deutlich, dass die republikanische Idee völlig verschwunden ist. Darin wird Ungarn als nationale Volksgemeinschaft in einem völkischen Sinne verstanden, als Teil eines Europas der Nationen unterschiedlicher Kulturen und Identitäten in einem ethno-pluralistischen, neorassistischen Sinne.
Anfang 2011 trat zuvor schon das neue Mediengesetz in Kraft. Darin wird unter anderem ausgeführt, dass nicht nur Minderheiten, sondern auch die Mehrheit – im Sinne der Volksgemeinschaft – geschützt werden muss. Das ist natürlich ein sehr gefährlicher Satz, der aber kaum jemandem aufgefallen ist. Auf dieser Grundlage wurden bereits zwei oder drei Mal Roma zusätzlich zu einer begangenen Straftat auch noch wegen Volksverhetzung verurteilt, weil sie in ihrer bedrohten, panischen Lage, als die Ungarische Garde aufmarschierte, etwas Ähnliches wie »Ihr Magyaren werdet sterben!« gerufen haben.
Außerdem wurde – während der EU-Ratspräsidentschaft Ungarns – eine neue »Roma-Strategie« verabschiedet, die insinuiert, dass die Roma selbst an ihrer Ausgrenzung schuld sind. Darin steht zwar auch, dass die Sensibilität der Mehrheitsbevölkerung gegenüber Roma erhöht werden soll, aber auf jeden Fall ist das Dokument sehr weit von den Erkenntnissen der Antiziganismus-Forschung entfernt, für die der Antiziganismus eindeutig ein Problem der rassistischen Mehrheitsgesellschaft ist.

Sind Roma in Ungarn heute gefährdeter als 1990 oder 2000? Welche Funktion erfüllt das Feindbild »Zigeuner« im neuen, völkisch nationalistischen Ungarn?

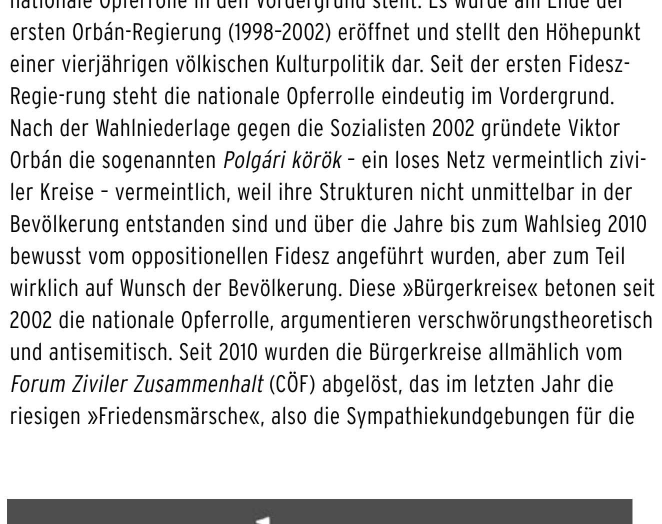
Unbedingt, sie sind viel gefährdeter, da der universalistische Gedanke nicht einmal mehr auf dem Papier existiert und in der neuen Verfassung und dem neuen Mediengesetz die Vorstellung der Magyaren als Volksgemeinschaft dominiert. Der Rassismus ist nicht nur in der Regierung, sondern auch in der Gesellschaft sehr weit verbreitet. Eine Umfrage der Ungarischen Akademie der Wissenschaften kam vor drei oder vier Jahren zu dem Ergebnis, dass eine große Mehrheit der Ungarn Roma gegenüber rassistisch eingestellt ist. Es gibt viele Diskriminierungsformen im Alltag: Zum Beispiel ist die Sozialhilfe daran gekoppelt, dass man gleichzeitig arbeitet. Wenn man länger als drei Monate – etwa wegen Gebrechlichkeit – nicht arbeitet, fällt man durch das soziale Netz und das trifft vor allem Roma, weil sie wegen des starken Antiziganismus nicht angestellt werden oder auch während der Arbeit permanent schikaniert werden. In Dörfern, in denen Jobbik den Bürgermeister stellt, erlaubt man ihnen zunächst, im Wald Holz zu sammeln, doch dann kommt die Polizei und sie werden wegen Diebstahls angezeigt. Wenn Roma mit dem Fahrrad unterwegs sind, angehalten werden und irgendwas mit dem Fahrrad nicht in Ordnung ist, bekommen sie die Höchststrafe, die sie nie im Leben bezahlen können. Wenn ihnen irgendetwas passiert, kommt die Polizei, nimmt aber die Protokolle nicht auf, Beweise werden vernichtet. Der Rassismus ist täglich zu spüren. Während in den letzten beiden Jahren infolge des neuen Staatsbürgerschaftsgesetzes und im Sinne der »Blutsgemeinschaft« (ius sanguinis) über dreihunderttausend außerhalb der Landesgrenzen lebenden Magyaren die ungarische Staatsbürgerschaft erhielten, fielen in der gleichen Zeit etwa vierhundert Tausend der »inneren Feinde«, vornehmlich Roma, aus dem sozialen Netz und erhalten heute überhaupt keine finanzielle Unterstützung mehr. Diese müssen sich auf die Nächstenliebe ihrer Mitmenschen verlassen.

Gibt es vernünftige Initiativen, die die Roma unterstützen?

Es gibt ganz wenige, die universelle Menschenrechte als Motivation für ihr Handeln betrachten, z.B. die methodistische Kirchengemeinde des Pastors Gábor Iványi. Sie unterstützen Obdachlose und Roma, indem sie ein ehemaliges Fabrikgelände in eine beheizte Straße verwandelten. Doch sie mussten letztes Jahr mehrere hundert Menschen wieder auf die Straße setzen, da dieser Gemeinde von der aktuellen Regierung der Kirchenstatus aberkannt wurde, vermutlich weil sie zu viel Sozialarbeit und zu wenig Kirchenarbeit leistet. In Ungarn gibt es die Möglichkeit, ein Prozent der Einkommenssteuer einer wohltätigen Organisation zu spenden und so kamen für diese Gemeinde 40 Millionen Forint zusammen, aber der ungarische Staat hält dieses Geld jetzt wegen des aberkannten Kirchenstatus zurück. Sonst gibt es nur noch wenige kleinere Gruppen, die von diesem universalistischen Grundgedanken ausgehen, aber auch diese werden schikaniert. Es gibt natürlich auch andere Initiativen, für die auch meine Freunde spenden wollten, wie das Soziale Forum, doch das ist eine eindeutig antisemitische Einrichtung, die mit Verschwörungstheorien operiert.
Das ist auch bei Antifa-Gruppen in Ungarn ein großes Problem, die den Faschismus Dimitrovs Theorie entsprechend mit dem internationalen Großkapital in Zusammenhang bringen. Die Feindbilder sind dann Banken, das Kapital und Kapitalisten – was die Antisemitismusforschung als linken Antisemitismus bezeichnet.

Wird der für die Jobbik konstitutive Antisemitismus von Fidesz geteilt? Gibt es Unterschiede?

Die Fidesz-Rhetorik ist eine feinere, während Jobbik alles ausspricht. Fidesz spricht – auch in Bezug auf den Antiziganismus – viel codierter. Von führenden Fidesz-Kreisen hört man das Wort »verjudet« oder »Zigeunerkriminalität« nicht, bei Jobbik schon. Aber ich spreche absichtlich von führenden Fidesz-Kreisen, sonst kann man das in der Partei oder den parteinahen Medien schon hören. Zsolt Bayer, ein Starjournalist und angeblich bester Freund von Viktor Orbán, ist zum Beispiel ein ganz offener biologistischer Rassist und Antisemit und hetzt in fast jedem Artikel und jeder Fernsehsendung, wurde aber 2011 von Fidesz mit einem großen Preis ausgezeichnet. Es gibt also überhaupt keine Abgrenzung von der Jobbik, eher fließende Übergänge. Gerade in diesen Tagen wurde neben einem weiteren bekannten antisemitischen und antiziganistischen Journalisten ein Neonazi-Rocker der Band Karpatia mit einem Preis geehrt.


Foto: Marika Schmiedt – ARTBRUT

Wie verändert die Ungarische Garde die ungarische Gesellschaft?

Neben der Ungarischen Garde gibt es noch einige kleinere Garden. Die Ungarische Garde ist im Moment nicht so aktiv wie noch vor einem halben, dreiviertel Jahr. Sie jagt Angst ein, marschiert vor allem in Dörfer ein, in denen viele Roma leben. Die Bürgerrechtler und -rechtlerinnen warnen die Roma ständig, in ihrer Panik nichts Unüberlegtes zu tun oder zu sagen, da das sofort gegen sie ausgelegt wird. Anders kann man das gar nicht sagen, als dass das fürchterliche Angst einjagt.

Das gesamte, diesem gekürzten Vorabdruck zugrundeliegende Interview ist nachzulesen in der Ende Juni erscheinenden zweiten Ausgabe der sans phrase – Zeitschrift für Ideologiekritik (http://www.sansphrase.org/).

Von Magdalena Marsovszky, Andreas Koob und Holger Marcks erschien zuletzt 2013 im Unrast-Verlag »Mit Pfeil, Kreuz und Krone: Nationalismus und autoritäre Krisenbewältigung in Ungarn«.

Ljiljana Radonic verfasste ihre Dissertation über den »Krieg um die Erinnerung – Kroatische Vergangenheitspolitik zwischen Revisionismus und europäischen Standards« (Frankfurt am Main 2010) und arbeitet nun an ihrer Habilitation über den »Zweiten Weltkrieg in postsozialistischen Gedenkmuseen«.

sans phrase

Zeitschrift für Ideologiekritik
Zweites Heft, Frühjahr 2013

Beiträge von Andreas Benl, Oshrat Cohen Silberbusch, Manfred Dahlmann, Tobias Ebbrecht, Renate Göllner, Stephan Grigat, Alex Gruber, Christoph Hesse, Tjark Kunstreich, Irene Lehmann, Esther Marian, Florian Markl, Éric Marty, Jens Meisenheimer, Joel Naber, Ljiljana Radonic, Gerhard Scheit, David Schneider, Andreas Stafflinger, Christian Thalmaier und Alessandro Volcich
Themen u.a.: Claude Lanzmann und die Kritik der politischen Gewalt; Godards Engagement; Der filmische Umgang mit den Bildern des Grauens; Nono und das engagierte Kunstwerk; Günther Anders und die Shoah; Materialistische und idealistische ‚Technikkritik' bei Anders; Die Affäre Badiou in Les Temps Modernes; Badiou und Israel; Amérys Interventionen für Israel; Wer wählt die Neurose?; Über einige Motive bei Kafka, Adorno und Freud; Die Liebe zum Recht als Liebe zum Souverän; Debord lesen in Teheran; Das syrische Desaster; Autoritäre und völkische Krisenbewältigung in Ungarn; Die Palästinenser Italiens: Beppe Grillo; Universalismus des Rechts und Partikularität der Zirkumzision; Einfühlungsverweigerung; Das Elend der Sozialphilosophie

Bestellinformationen und Kontakt unter:
www.sansphrase.org

»Niemand will mit den Taliban kämpfen«

Die Lage der pakistanischen und afghanischen Flüchtlinge im Wiener Servitenkloster zeigt einen Wettlauf mit der Zeit. Wird es gelingen, dass sie über ihre Erfahrungen reden können? Oder werden die Behörden das weiterhin vereiteln? Und wann werden ihre Asylgründe berücksichtigt? Von *Kerstin Kellermann*.

Wenn man zu Mittag in dem niedrigen Gemeinschaftsraum der aus der Votivkirche in das leerstehende Servitenkloster übersiedelten Flüchtlinge die Treppe hinunter kommt, hängen sie meist noch auf ihren Lagern herum und ihren Gedanken nach. Ein Flüchtling kann seine Familie nicht mehr erreichen, seitdem die Taliban den Handy-Mast sprengten. »Warum sind die Taliban nur so erfolgreich?«, frage ich. »Die Amerikaner bringen die Gefangenen ins Gefängnis. Die Taliban haben kein Gefängnis«, sagt er, »wenn sie einen fangen, schneiden sie ihm gleich den Kopf ab. Also will niemand mit den Taliban kämpfen.« Im Juni muss er wegen starker Magenschmerzen operiert werden. »2014 werden die Russen nach Afghanistan zurückkommen«, sagt der 20-jährige afghanische Maruf. »Unser schönes Land ist komplett am Ende. In meinem Dorf leben nur noch Taliban.« Dann schreibt er mir den Internetlink auf, woher er seine Informationen hat, dass der pakistanische Geheimdienst ISI acht- bis zehnjährige Paschtun-Kinder zu Selbstmord-Bombern ausbilden würde.
Ali, ein pakistanischer Flüchtling, ist entsetzt, er sieht etwas bleich in seinem ansonsten braunen Gesicht aus. »Bei der Polizei wiesen sie mich an, das Datum zu aktualisieren, als ich das letzte Mal meine Familie sah. Dabei…« Er schluckt. »Dabei ist das angegebene Datum der Tag, an dem sie alle ermordet wurden?«, fahre ich fort. Er nickt. Ali ist der typische Vertreter eines Flüchtlings, der äußerst schlimme Erfahrungen mit bewaffneten Mördern gemacht hat und versucht, diese ganz alleine und nur mit sich selbst auszumachen. Mit dem Ergebnis, dass dieses Knäuel an Tod und Mord und Albträumen in seinem Magen und Kopf revoltiert und sich immer schneller im Kreise dreht. Manchmal haut er sich mit der Faust fest auf die Stirn, immer wieder – als ob er diesen Kreislauf von Gedanken und Bilder mit Schlägen unterbrechen will. »Es bringt nichts, wenn man versucht, diese Erfahrungen zu unterdrücken«, sage ich. »irgendwann wirst du innerlich explodieren. Das ist zwar die männliche Variante, aber nicht gesund.« Ali lächelt, meine Meinung kennt er eh. Ali war in der Wiener Votivkirche einer dieser Flüchtlinge, die sich immer im Hintergrund halten. Seiner Art entsprach es nicht, als Flüchtlingssprecher aufzutreten. »Ich blieb immer in meiner Ecke und verließ die Kirche fast nie«, sagt er beinahe stolz. »Ich redete nie, mit niemand.« Und macht eine Bewegung, als ob er sich mit einem Schlüssel den Mund zusperrt. Seit Monaten verspricht er mir, dass er ein Interview geben wird. Er will mir »seine Geschichte erzählen«. Aber er kann einfach nicht. Mehrmals setzt er zum Sprechen an und gibt wieder auf. Er ist noch nicht soweit. Da säuft er lieber Alkohol oder nimmt Schlaftabletten, weil er ansonsten wieder die ganze Nacht wach liegt. Bei seinem Asyl-Interview konnte er nicht aufhören zu weinen, bei meinem letzten Interview-Versuch in einem Gasthaus beginnt er ständig seinen Pulloverärmel rauf und herunter zu rollen. »Mein Leben ist nicht schön. Manchmal mag ich mein Leben nicht«, sagt er dabei. Da gehen wir lieber eine Runde Donaukanal spazieren und schauen uns die Sprayer-Kunstwerke mit ihren unheimlichen Skeletten und Totenköpfen an oder beobachten im Würstel-Prater, wie sich ein Mann aus seinem Rollstuhl heraus in die Höhe schießen läßt mit diesem hohen Karussel, das sich in Wolkenkratzerhöhe dreht. Da wird er wieder bleich, der kleine Ali.

Rückblick: Eingefrorenes Beamten-Geschwader

Ich merkte es an der Bewegung der Flüchtlinge. Waren sie gerade noch freudig und aufgekratzt, die Schar pakistanischer und afghanischer Jungs im Hof des Servitenklosters, so erstarrten sie plötzlich mitten in der Bewegung und ein Großer versuchte, die anderen



Khaled Khoshdel: Afghanische Flugdrachen, Installation in der Ausstellung »Fluchtlinien. Kunst und Trauma«, SOHO IN OTTAKRING 2012

zurückzudrängen, sie in einem hilflosen Versuch zu beschützen, mit seinem Körper zu verdecken. Erstaunt drehte ich mich um. Und dann sah ich sie: Eine Schar von zehn bis zwanzig komplett steifer Menschen, die wie Salzsäulen erstarrt, mit völlig unbeweglichen, ausdruckslosen Mienen, hinter dem Gitterzaun standen und die Flüchtlinge musterten. Es sah aus wie eine Theaterperformance und wirkte sogar auf mich als österreichische Staatsbürgerin und Journalistin unheimlich und gruselig. Durch diese eingefrorene Haltung, die Gesichter wie Masken, ein Geschwader an dunklen Anzügen. Nur die Augen eines Mannes verfolgten mich, das einzige Lebendige in dieser Szene. Das Bild wirkte wie in einem Western, wenn sich zwei Gruppen, die sich gegenseitig fürchten, aber voneinander unausweichlich angezogen werden, gegenüberstehen. Eine starke Spannung hing in der Luft. Endlich verstand ich, was in einem Kinderbuch mit den »grauen Herren« gemeint war. Obwohl hier auch eine Frau in einem braunen Hosenanzug mit Weste dabei war, mit einem Ordner unter dem Arm. Aber auch sie war in dieser seltsam lauernden Haltung erstarrt. »Wer ist das?«, fragte ich Klaus Schwertner, den coolen Caritas-Sprecher, der am Tor stand und in die Luft schaute. »Das sind die Beamten des Innenministeriums, die gekommen sind, um die Flüchtlinge in Einzelgesprächen zu befragen. Das war so ausgemacht.« Anscheinend sind die Einzel-Befragungen dann aber relativ gut abgelaufen.

Falsche Annahmen im Asylbescheid

»Das Gemeine ist, dass in der erneuten Asyl-Ablehnung wieder die gleiche falsche Begründung drin steht, gegen die der Rechtsbeistand schon Einspruch erhoben hat«, sagt die junge, pakistanische Frau entrüstet, die seit Monaten die Flüchtlinge mit Deutschunterricht und Dolmetschen unterstützt und sonst eigentlich immer gute Laune hat. Sie schwenkt ihren Kaffeebecher, den sie aus Zeitmangel auf der Straße mit sich herum trägt und schüttet prompt etwas aus. »In der Ablehnung stand, dass er sich nach der Ermordung seiner Eltern, seiner kleinen Schwester und der Brüder, wieder im Elternhaus aufgehalten hätte und dass das der Beweis dafür sei, dass er persönlich nicht bedroht sei.« »Und das stimmt nicht?«, frage ich. »Nein, er konnte natürlich nie zu seinem Elternhause zurückkehren, das war zu gefährlich«, antwortet sie. Ali denkt, die Herkunft dieses entscheidenden Fehlers liegt bei der indischen Dolmetscherin in der »Erstaufnahmestelle« Traiskirchen.
»Meine Familie hat mich immer verwöhnt, ich weiß auch nicht warum«, sagt Ali später, als wir im Lokal »Adria« am Donaukanal sitzen und Pepsi Cola trinken, »ich durfte immer alles haben und meine Brüder nicht.« Er lacht. »Erst als meine Schwester kam, war sie der Liebling der Familie. Da hörte ich aus Protest zu sprechen auf, mit zwölf Jahren.« Mit fünfzehn haute er von zu Hause ab, über die Gründe will er aber auch nicht reden. Bei einigen, der in ihrem Rahmen eleganten, modischen und vornehmen Flüchtlinge, wird man das Gefühl nicht los, dass sie eigentlich verwöhnte Söhne aus reichem Hause sind. Die sich manchmal über die Caritas beschweren, als ob diese noch Herr Vater oder Frau Mutter wären, bei denen man als Beschwerdestelle erfolgreich landen kann. »Geld spielt keine Rolle«, sagte denn auch einmal ein anderer Flüchtling in einem Profil-Interview, »mein Vater würde mir sofort die Mittel für ein Internet-Café schicken.« Dieser Flüchtling verdrängt erfolgreich, dass zwei junge Menschen im Rahmen seiner Flucht ihr Leben ließen. Seine »Verarbeitungs«-Strategie besteht im Ausleben seiner »Trauma-Anziehung«, um Erfolge bei anderen Opfern zu landen. »Er benutzt andere Menschen dazu, seine schlechten Energien loszuwerden«, ist Ali überzeugt. Diesen Weg, sein Trauma zu bearbeiten, will er nicht gehen. Deswegen schweigt er weiter eisern und lässt nur hie und da ein paar Andeutungen fallen. Sein edles Verhalten wird sich aber zeitlich nicht ganz ausgehen: Denn Ali unterschrieb die Wünsche der pakistanischen Botschaft und der österreichischen Behörden bezüglich eines »Rückkehrabkommens« nicht, sondern will lieber alleine handschriftlich seine Einsprüche formulieren und mit der jungen Pakistani in Ruhe übersetzen. Das dauert aber seine Zeit. Zeit, die er nicht hat. Niemand berücksichtigt, dass Ali keine Erfahrung hat, die Schatten und Gespenster seiner toten Familie zu be- oder gar zu »ver-arbeiten«, sondern durch die Mühen der Flucht (Griechenland!) bisher erfolgreich verdrängt hat. Doch jetzt haben ihn die Toten in der Ruhe des Servitenklosters endlich eingeholt. Auf der Warteliste der Flüchtlingshilfsorganisation »Hemayat«, die professionelle Hilfe anbietet, stehen aber im Moment schon 200 Flüchtlinge, die alle lernen wollen, in kleinen Portionen über Todes-Erfahrungen zu reden – ein Jahr wird Ali auf professionelle Unterstützung warten müssen. Sollte er sich zu diesem Zeitpunkt noch außerhalb der Schubhaft befinden.
Trotzdem gibt es Hoffnung: Das Bild der fröhlichen Reihe der Flüchtlinge, die in der sonnigen Küche im Servitenkloster gemeinsam den Teig für Fladen aufrollen, die flachen Fladen in einer niedrigen Pfanne braten und scharfen Kartoffel- und Gemüsebrei einlegen, zeigt ein paar glückliche junge Männer, die in Solidarität und Gemeinschaft stabile Momente erleben und Atem schöpfen können, sich Kraft holen voneinander.

Kerstin Kellermann ist freie Journalistin in Wien, seit 1999 auf Themen wie Flucht, Krieg, Shoah und Nationalsozialismus spezialisiert, Kuratorin der Ausstellung »Fluchtlinien, Kunst und Trauma«, SOHO IN OTTAKRING 2012

WEBSHOP DER STADTWERKSTATT LINZ
LADIES DRESSY T "NO ARCHITECTS"
HOODED JACKET "WRENCH"
DRESSY T "TRIBAL"
TANKTOP "SKULL"
LADIES DRESSY T "TOOLS"
TANKTOP "WRENCH"
WWW.SHOP.STWST.AT

Das »Ähnliche«

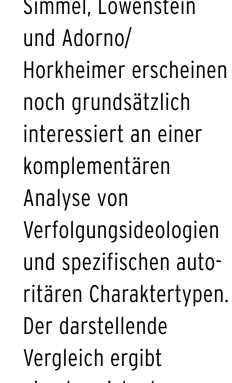
Felix Riedel über das Verhältnis von Singularität und Wiederholung von Genoziden.

Und wenn sie eben damit beschäftigt scheinen, sich und die Dinge umzuwälzen, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, gerade in solchen Epochen revolutionärer Krise beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf, entlehnen ihnen Namen, Schlachtparole, Kostüm, um in dieser altehrwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neuen Weltgeschichtsszene aufzuführen. (Karl Marx)

Auf »weltgeschichtliche Totenbeschwörungen« wollen Antifaschisten nicht verzichten: »Bomber Harris, do it again!« rufen sie, als sei Arthur Harris 30 Jahre nach seinem Tod daran gelegen, noch einmal über einem irre gewordenen Europa durch Flakfeuer zu gehen. Das ähnlich markige »No pasaran!« steht für eine totale Niederlage gegen den Faschismus. Selbst das »Never again!« ist Phrase. Überlebenden Juden galt das »Nie wieder!« als drohendes Versprechen. Praxis heute stürzt der Satz in Aporien. Es hat sich ja längst schon wieder ereignet. Und stets war es singulär UND ähnlich.
Die notwendig offene Bestimmung des Ähnlichen hatten sich deutsche Täter und ihr Umfeld zunutze gemacht: Sie verwiesen auf Verbrechen anderer Gesellschaften, um den Nationalsozialismus als anthropologische Normalität zu nivellieren. Die Amerikaner lynchen, Stalin hatte Gulags, Deutsche wurden vertrieben und moderner: Israel sei rassistisch. Gegen diese schuldprojizierende Opferkonkurrenz der Täter hatte das Beharren auf der Singularität ihr naives Recht. Naiv, weil es die vorgeschützte Naivität der Täter nebst Nachkommen ernst nimmt, als wüssten die tatsächlich nicht Bescheid über die Spezifik. Naiv auch, weil es ein Geschichtsbild affirmiert, in dem es überhaupt zu Wiederholungen kommt. Theorie, die darauf nicht reflektiert, droht in Zynik umzuschlagen, wenn Opferkonkurrenz künstlich eingeführt wird, wo Solidarität unter und mit Opfern eher die Regel ist. Eine verdinglichende Sprache der Konkurrenz hat sich in den folgenden Text aus der Pädagogik eingeschlichen:

»Gleichwohl geht dem Antiziganismus als Mordmotiv mit seinen primär am Rassismus orientierten materialen Zuschreibungen – inferiore Natur, Faulheit, Schmutz und Kriminalität – die ideologische Radikalität des Antisemitismus bei weitem ab. Denn für einen Krieg wie jenen gegen den – wohlgemerkt – jüdischen Bolschewismus, dessen Schlachtruf ›Erlösung des deutschen Volkes durch Vernichtung des Weltjudentum oder Untergang‹ lautete, vermochte der Antiziganismus mitnichten das ›ideologische Kanonenfutter‹ liefern. Dem Antiziganismus fehlt ein Verschwörungsmythos, in dem ›die Zigeuner‹ als omnipotente und omnipräsente ›Feinde aller Völker‹ halluziniert werden. Der Vernichtungsdrang wird im Antiziganismus somit nicht ideologie-immanent legitimiert.«

Am Antiziganismus interessiert auch Grunberger/Dessuant in ihrem paradigmatischen Buch »Narzißmus, Christentum, Antisemitismus« nur, welche Kennzeichen er im Vergleich zum Antisemitismus *nicht* trägt. Bei Postone, Scheit, Claussen und Grigat, sämtlich überaus lesenswerte Autoren, finden sich vergleichbare Passagen, die in aller Regel zur Legitimation ausfallen, sich nur und ausschließlich mit dem Antisemitismus zu befassen.
Spätestens ihren Epigonen tritt der Antisemitismus selbst in einer Totalität als »moderner Antisemitismus« auf, die schlichtweg historisch nicht haltbar ist. Die unwiderlegbare Tendenz der Verwandlung von Klassenkonflikten in Rassenkonflikte im 19. Jahrhundert verführt zu materialistischen Abenteuern, die Geschichte von widersprüchlichen Elementen reinigen. Das Buch Esther, eine 2300 Jahre alte jüdische Legende, benennt Vernichtungsantisemitismus; die frühchristliche Propaganda strotzt von Rassisierungen, Gottesmord und jüdischer Kapitalismus/Kommunismus waren ähnlich dimensioniert, sie produzierten Verschwörungstheorien und eschatologischen Vernichtungsantisemitismus z.B. der Rintfleisch- und Armlederpogrome. Das sind gern »vergessene« Prüfsteine der marxistischen Entwicklungstheorien, die Besonderes und Allgemeines schlecht treffen.



»Antipatriotische Kritik« von Tarantino

Simmel, Löwenstein und Adorno/Horkheimer erscheinen noch grundsätzlich interessiert an einer komplementären Analyse von Verfolgungsideologien und spezifischen autoritären Charaktertypen. Der darstellende Vergleich ergibt eine konsistentere Differenzierung als die schlecht abstrakte Kategorienbildung der marxistischen Antisemitismusforschung.

»Einzig in der Differenzierung kann emanzipatorisch gedacht werden: dass nicht alles notwendig so kommen musste, wie es kam, und dass nicht alles so bleibt, wie es ist.« (Detlev Claussen)

Differenzierung bedarf der Arbeit des Begriffs, der Entfaltung und Darstellung, bloße Kategorisierung höhlt ihn aus. Die Kategorisierung von Auschwitz als Nicht-Kategorisierbares bedurfte der Kategorie »andere Genozide« worunter auch vormoderner Antisemitismus fiel. Anstelle der Anthropologisierung des Nationalsozialismus betreibt Kritische Theorie heute die positivistische Anthropologisierung der genozidalen Gewalt, die andere Teile der Welt oder andere Opfergruppen in Blut und Asche versenkte. Deren Vernichtung war dann »nicht ideologie-immanent legitimiert« – abfertigender, immunisierter Sprachgebrauch.

Der Genozid an den Armeniern, die Gulags, die leninistisch-stalinistischen Sozialexperimente vom Holodomor bis zum chinesischen »großen Sprung nach vorn« mit seinen zig Millionen Hungertoten, die strategisch vergessene, durch und durch rassistische Massenmörderei der japanischen Armee in China und Südostasien – Kritische Theorie heute schreibt mit dem Rücken zum Leichentuch der Geschichte, Universalismus und bestimmter Vergleich scheint ganz demodée. Völlig von der formalistischen Antisemitismusforschung ignoriert wird der Genozid in Kambodscha. In diesem Agrarstaat eliminierte der Terror die Städte, das Geld, selbst den individuellen Fischfang und Brillen. Keine andere Strafe als die Todesstrafe war zugelassen, Kinder nahm man den Eltern und die Sektenführer entrissen sogar die kärglichen Mahlzeiten dem Privaten. Zwei bis drei Millionen Menschen haben die roten Khmer in Lastwägen hinein und über Klippen getrieben, in den Feldern erschossen und als Dünger ausgelegt, in Lagern ermordet oder zu Tode gehungert. Keine Weltverschwörungsfabeln, kein christlicher Narzissmus, und dennoch wurde diese komplett ausgebombte Gesellschaft von einem *crétin* wie Pol Pot und seiner Armee aus Kindersoldaten unterworfen und in ein gigantisches Lager gehetzt. Wahrscheinlich gibt es kein einziges Buch im ça-ira-Verlag, in dem Ben Kiernans Standardwerk über diesen Genozid überhaupt zitiert wird. Ebenso Rwanda. In nicht einmal 100 Tagen wurden eine Million Menschen mit Radios, Macheten und Maschinengewehren ermordet. Kein Geldrätsel findet sich hier, freilich aber die Verwandlung von Klasse in Rasse und von Organisation in Destruktion – in einem Land ohne Industrie.

Genozide im Plural zu schreiben bedeutet heute das grauenerregende, beiläufige Eingeständnis, dass die Wiederholung des Ähnlichen stattgefunden hat. Das darf nicht konkurrieren, das steigert unendliches Entsetzen ins Unendliche. Die groteske Unzahl an »anderen Genoziden« im Trikont hat bislang die bürgerliche Wissenschaft immerhin »beforscht«, wie der Jargon lautet, wenngleich auch hier Solidarität gegen tauschwertbasierte akademische *exploitation* ankämpft. *Genocide-studies* entstanden, die von Theorie nichts wissen wollen und in deren Mailinglisten sich die *Nakba* ebenso oft findet wie offener Antisemitismus.
Es gäbe also genug Arbeit für Kritische Theorie. Aber als Tarantino eine antipatriotische Kritik formulierte, indem er die Sklaverei »unseren«, das heißt den amerikanischen Holocaust nannte, unterstellte man ihm ernsthaft, er habe Relativierung betrieben – als hätte er nicht ein deutlicheres Bewusstsein von den Unterschieden als jene Adorno-Zitierer, die vom Rassismus offenbar nur wissen wollen, dass er keine »Übermacht« projiziere.

Detlev Claussen hat in seinem unverzichtbaren Band »Grenzen der Aufklärung« notiert: »Nicht blinder Haß ist die entscheidende Voraussetzung für das monströse Verbrechen gewesen, sondern ein entschlossener politischer Wille mit einem disziplinierten modernen Organisationsapparat und ›modernen Menschen‹, also entsolidarisierte Atome, als deren Hauptmerkmal *Indifferenz* anzusehen ist.«

Diese sich freilich wiederholende und ökonomisch produzierte Entsolidarisierung und Indifferenz sind leider auch dort zu spüren, wo man sich brüstet, die Vorgänge besser zu verstehen. Eine in Formelwesen verwandelte Antisemitismuskritik trägt zur verdinglichenden Wahrnehmung von Qualitäten nur weiter bei. Wo von »anderen Genoziden« nur im Nebensatz räsoniert wird, ist vom Antisemitismus so wenig begriffen wie von jenem simplen, von jedem greifbaren kategorischen Imperativ, den nicht erst Hitler, schon gar nicht Adorno der Welt aufzwang.

Literatur

1. Karl Marx 1972 : *»Der achzehnte Brumaire des Louis Bonaparte.«* MEW Bd. 8, 115-123. Berlin: Dietz-Verlag.
2. Sebastian Kneitschel 2013: *»Melancholische Weltveränderung. Bemerkungen zu Adornos ›Erziehung nach Auschwitz‹ und zur Bekämpfung des Antisemitismus heute«.* Via: *http://www.kritiknetz.de/index.php/antisemitismus/1202-melancholische-weltveraenderung*
3. Ben Kiernan 2008 (EA 1996): *»The Pol Pot Regime - Race, Power, and Genocide in Cambodia under the Khmer Rouge, 1975-79.«* New Haven, London: Yale University Press.
4. Detlev Claussen 2005 (1987): *»Grenzen der Aufklärung. Die gesellschaftliche Genese des modernen Antisemitismus.«* Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
5. Béla Grunberger, Pierre Dessuant 1997: *»Narzißmus, Christentum, Antisemitismus. Eine psychoanalytische Untersuchung.«* Stuttgart: Klett-Cotta.

Felix Riedel - http://nichtidentisches.wordpress.com

BEZAHLTE ANZEIGE

Magischer Positivismus

Einige Gedanken zur Fantasy-Serie Game of Thrones von *Lars Quadfasel.*

Unter den populären literarischen Genres dürfte Fantasy bei aufgeklärten Lesern wahrscheinlich den schlechtesten Ruf genießen. Über Gothic und Horror finden Psychoanalytiker immer etwas Schlaues zu sagen; und Science Fiction müssen Linke einfach schon deswegen gut finden, weil es da um Maschinen und Zukunft geht und also um Utopie (oder, noch besser, um furchtbar kritische Dystopien). Fantasy aber ist so peinlich wie sein musikalisches Pendant, der Heavy Metal. Beides richtet sich, so der allgemeine Konsens, an in der Pubertät steckengebliebene Jungmänner, die harte, rauhe Kerle in Leder brauchen, um auszuagieren, was ihnen ansonsten versagt bliebe. Ob nun Gitarrensolo auf der zwischen die Beine geklemmten Stratocaster oder der edle Ritter, der die Jungfrau aus den Klauen des Bösewichts befreit, beides riecht allzu deutlich nach Masturbationsphantasie, und die bliebe doch bitte lieber im stillen Kämmerchen.



In der Tat fällt es auf Anhieb schwer, eine Gattung ernst zu nehmen, in der es Elfen, Zwerge und kleine, gutmütige flauschige Wesen gibt und tapfere Helden beständig die Welt vor zauberischen Erzhalunken retten. Allerdings ist die Kritik dann auch danach. Von löblichen Ausnahmen abgesehen, fällt ihr selten mehr ein als das gute alte Eskapismus-Verdikt. In seinem großen Fantasy-Verriss in der Zeitschrift *konkret* etwa geißelte Kay Sokolowsky die Tolkiens & co. dafür, sie würden ihren Lesern Figuren anbieten, auf die sie, zur Freude der Herrschenden, die Wut übers reale Elend richten könnten. Nun ist zwar fraglich, ob das wirklich wer tut, auf die Mieterhöhung mit »Sauron, der Schuft« zu reagieren; aber wenn doch, würde es allemal einen zivilisatorischen Fortschritt bedeuten, wenn lieber Orks und Goblins gehasst werden als Juden, Ausländer oder »Amerika«. Und überhaupt, wie schon Altmeister Tolkien sagte: Wer hat was gegen Flucht, wenn nicht der Wächter?

Vielleicht aber ist ohnehin mehr an Fantasy, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Sokolowsky selbst nimmt von seinem Verdikt George R. R. Martins *A Song of Ice and Fire* (dt.: Ein Lied von Eis und Feuer) explizit aus, und damit ist er nicht alleine. Martins geplante Heptalogie, von der bislang fünf Bände erschienen sind, und die auf ihnen basierende HBO-Fernsehserie *Game of Thrones* wurden von der Kritik gefeiert, das Genre neu zu definieren, gar in den Rang großer Literatur zu erheben. Daraus spricht, wie Ned Vizzini in *Beyond the Wall* schreibt, zweifellos auch das Legitimationsbedürfnis gutbürgerlicher Kritiker: Wenn sie so etwas Anrüchigem ihre Anerkennung schon nicht versagen können, dann soll es doch bitte nicht wirklich bloß Fantasy sein. ASOIAF, wie das in Fankreisen übliche Kürzel lautet, aber ist, wie ein Blick aufs Setting verrät, ganz zweifellos genau das.

Die Handlung spielt in einer dem europäischen Mittelalter nachempfundenen Welt namens Westeros, in der, einige Jahre vor Beginn der Handlung, ein Bündnis mehrerer der mächtigsten Adelsfamilien das alte Herrschergeschlecht gestürzt und durch einen neuen König ersetzt hat. Die langsame Erosion jenes Bündnisses mündet schließlich in einen veritablen Erbfolgekrieg nach Vorbild der britischen Rosenkriege. Um die Häuser, die sich als Antipoden gegenüberstehen (das eine, die Lannisters, klassisch machtbesessen, das andere, die Starks, mehr nach dem Motto ›mäßig reich aber ehrlich‹), und deren zahlreiche Mitglieder gruppiert sich ein Großteil der Handlung. Parallel dazu erzählt wird die Geschichte der letzten lebenden Nachfahrin des gestürzten Königs, die sich, als Teenager von dreizehn Jahren, im überseeischen Exil daran macht, ihre abgeschlachtete Familie zu rächen und den Thron eines Landes zurückzuerobern, in das sie nie zuvor einen Fuß gesetzt hat. Ein weiterer Handlungsstrang schließlich spielt an der Mauer, einer gigantischen, vor Tausenden von Jahren im äußersten Norden errichteten Eisbarriere, die nicht nur vor den dahinter lebenden räuberischen Stammesverbänden schützt, sondern auch (was freilich kaum einer in Westeros mehr ahnt) vor den so genannten Anderen – einer rätselhaften Rasse von Eiswesen, die die von ihnen Getöteten als Zombies wieder zum Leben erwecken können.

Bemerkenswert für einen Fantasy-Roman ist dabei, wie sehr das Übernatürliche, das sonst im Zentrum steht, bei Martin nur an den äußersten Rändern auftaucht, in entfernten Regionen und Legenden aus der Vorzeit. Die Drachen, mit denen einst Westeros erobert wurde (weil deren Feuerkraft, recht prosaisch, auf die mittelalterlichen Ritterarmeen wie der Abwurf einer Atombombe wirkte) sind längst ausgestorben, und für die aufgeklärten Eliten des Königreichs erscheinen seither Geschichten über Monster, Zauberei und Prophezeiungen bloß als belächelnswerter Aberglaube. Die Triebkraft der Handlung bilden nicht metaphysische Verheißungen, sondern das Spiel um die Macht, und was dabei zu erwarten steht, weiß die Leserin spätestens, wenn Jaime Lannister, der Schwager des Königs, den neunjährigen Sohn der Starks aus einem Turmfenster stößt, nachdem dieser ihn beim Ehebruch mit seiner Zwillingsschwester, der Königin, überrascht hat.

Für Martins Stil hat man, basierend auf Szenen wie dieser, das schöne Etikett »gritty realism« gefunden (das mit »rauher Realismus« nur äußerst unzureichend übersetzt ist). Es zielt auf zweierlei: Zum einen auf die fleischliche Drastik, die quer zur üblichen Keuschheit des Genres steht. Perversionen werden so explizit geschildert wie abgeschlagene Glieder, und der Krieg ist nicht bloß ein heroisches Geschehen, sondern lässt en masse an Leib und Seele verstümmelte Menschen zurück. Zum anderen aber darauf, dass der Sieg der Guten eben nicht vorab garantiert ist – weswegen sich niemand sicher sein kann, ob der archetypische weiße Ritter wirklich das nächste Kapitel überlebt.

Deswegen, und weil Martin auch seinen Schurken menschliche Züge verleiht, wird gerne betont, Martin subvertiere die manichäische Zweiteilung in ›gut‹ und ›böse‹, wie sie die Fantasy üblicherweise prägt. Das freilich ist nicht im Sinne eines moralischen Relativismus zu verstehen. Ganz zweifellos kommen so eindeutig gute wie (weitaus zahlreicher) eindeutig grauenvolle Akte vor, und wenn die ersteren nicht automatisch zum Erfolg führen, sind damit die letzteren noch lange nicht vom Autor vindiziert; auch die Schurken scheitern schließlich mit ihren ausgefeilten Intrigen regelmäßig an der Unberechenbarkeit der Welt. Moral ist vielmehr vor allem deshalb problematisch, weil sie noch in ihren höchsten Tugenden – Ehre, Loyalität, Schutz der Schwachen – zugleich Signum der Herrschaft ist. Für das ritterliche Handeln ihrer Fürsten zahlen den Preis vor allem die, die über keinerlei Entscheidungsgewalt verfügen. Fest steht daher nur: Westeros ist in der Regel kein guter Ort für gutes Leben.

Fraglich ist ohnehin, wie weit man mit dem Topos der Subversion kommt. Genausogut und besser ließe sich sagen, Martin führe vor, welches Potential in dem Genre steckt. Das besteht nicht zuletzt in der Resurrektion einer eigentlich unmöglich gewordenen Gattung: des Epos. Fantasy lebt vom Vorrang der Außen- über die Innenwelt, von dessen Reichtum und Stimmigkeit; von genau jener sinnhaften Totalität, die das Epos, im schroffen Gegensatz zum Roman, seit jeher besang. Die seitenlangen Beschreibungen der Schiffe in der Ilias, der Kleider im Nibelungenlied finden daher in Martins detaillierten Schilderungen von Waffen und Rüstungen, Wappen und Festessen ihren Widerhall. Kein anderes Genre, in dem Fans zu Unterhaltungszwecken ausführliche Appendices mit geschichtlichen Daten und Stammbäumen studieren würden, und die *A Song of Ice and Fire* gewidmeten Websites diskutieren den Stoff nicht bloß in Hinblick auf unaufgelöste Rätsel und zukünftige Plotpoints, sondern auch auf die Soziologie von Westeros. (Einige solcher Essays hat die elaborierteste dieser Fanseiten, *Tower of the Hand*, jüngst sogar als e-book erscheinen lassen.)

Die Übermacht des Faktischen wird bei Martin gerade auch in der Gestaltung seiner Figuren thematisch. Dass die Protagonisten, aus deren Sicht er die Geschichte erzählt, allesamt dem Adel angehören, gehört dazu: Subjektivität, heißt das, ist ein Privileg. Und nicht einmal das führt weit. Die Handlungsfähigkeit aller Figuren wird beständig relativiert von der Objektivität, der sie unterworfen sind: den Zwängen von Alter, Familie, Status und Geschlecht, den Hinterlassenschaften der toten Geschlechter. Jede einzelne Figur wird so quasi als behavioristisches Experiment entworfen, als Modellfall biographischer Wahrheit: Wie gelingt es Frauen, auch unter ultrapatriarchalen Verhältnissen ein Minimum an Macht zu behaupten – durch Übererfüllung ihrer Geschlechterrolle oder in der Rebellion dagegen? Was geschieht, wenn man einen verzogenen präpubertären Bengel mit unbeschränkter Macht ausstattet? Wieviel an Spott und Verachtung schluckt man als missgestalteter Krüppel, von seiner Familie, von deren Macht und Reichtum man vollkommen abhängig ist? Wozu sind, ganz allgemein gesprochen, Menschen im Guten wie im Bösen fähig?

Man könnte denken, dass die Konzentration aufs Stoffliche, die Fantasy kennzeichnet, der Verfilmung entgegenkommt. Aber es ist kein Zufall, dass erst mit Jacksons *Lord of the Rings* ein erfolgreicher Fantasyfilm entstand. Fabelwesen sind aufwendig und teuer. Auch *Game of Thrones*, der Fernsehserie zu *A Song of Ice and Fire* (dessen jeweilige Staffeln bislang grob einem Band entsprechen), sind die budgetären Zwänge anzumerken. Die Macher müssen sich auf, an der Vorlage gemessen, wenige, dafür aber umso eindrücklichere Schlösser, Schlachten oder magische Wesen beschränken. Schwerer wiegt freilich, was am Epos selbst der Visualisierung widerstrebt. Ein Buch hat Raum für die Aufspaltung in zahllose Handlungsstränge, für geographische und ökonomische Daten, für die individuellen wie kollektiven Geschichten; ein Film, selbst eine Serie, pro Szene nur wenige Minuten. Vieles muss daher vereinfacht, verschmolzen oder weggelassen werden. Nichts aber schadet einem Epos mehr als Diminuierung.

Groß ist die Serie daher da, wo ihr die epische Grandezza gelingt; oder aber, wo sie am Kleinen ihre Substanz findet – in den intimen Interaktionen der fast durch die Bank hervorragenden Schauspieler. Wofür sie hingegen noch keine überzeugende Lösung gefunden hat, ist der Rahmen, in den die vielen Einzelnen eingespannt sind: eben das Lied, das der Buchtitel nennt. Denkbar, dass es im Medium des Fernsehens dafür auch keine gibt. Das sollte freilich niemanden vom Gucken abhalten: am besten noch vor der Lektüre. Denn um ein Epos zu lesen, weiß man eh am besten schon vorher, wie es ausgeht.

Game of Thrones, Season 2 (5 DVDs). Warner Home Video, 2013.
James Lowder (Hg.), *Beyond the Wall. Exploring George R. R. Martin's A Song of Ice and Fire*. Dallas: Benbella Books 2012, $ 14,95
Marc Kleinherz (Hg.), *Tower of the Hand: A Flight of Sorrows*. 2012, Ð 4,74 (Bezug als e-book direkt bei Amazon)

Lars Quadfasel ist assoziiert in der Hamburger Studienbibliothek und in der Gruppe »Les Madeleines«. Sein Aufsatz »Revolutionsmuseum« ist kürzlich im Sammelband »Ästhetik ohne Widerstand« (Ventil Verlag 2013) erschienen.

Memory is bunk

Magnus Klaue erläutert, warum Technologiekritik passé ist, seit soziale Netzwerke die Müllabfuhr der Erinnerung besorgen.

Zu den beliebtesten Sprachhülsen, in denen die Start-up-Denker der Kommunikationsgesellschaft die eigene geistige Leere feilbieten, gehört die Rede von den Standards. Wird irgendwo mit zweierlei Maß gemessen, herrschen »doppelte Standards«, im Namen der »Teilhabegerechtigkeit« werden »Mindeststandards« gefordert, und wo sich der inzwischen eingegangene Bürger noch auf Gesetze und Normen berief, pocht sein zivilgesellschaftlicher Wiedergänger darauf, dass dieses oder jenes »Standard« sei. Die Standardinflation verdankt sich keinem ominösen Sprachverfall, sondern reflektiert den Wahn einer Wirklichkeit, die zwar die fraglose Verbindlichkeit von Gesetzen und Normen nicht mehr kennt, deshalb aber nicht freier, sondern unfreier geworden ist. Der Standard ist die als Objektivität fetischisierte Willkür, mit der die als Individuen losgelassenen Unmündigen einander auf die Nerven gehen. Von Standards zu reden, heißt einzugestehen, dass Relativität und Tyrannei der Werte längt dasselbe und die gar nicht so eigenen Meinungen zum Panzer geworden sind, um sich gegen verbindliche Urteile zu wappnen.

Wer geistig erst einmal so weit abgebaut hat, dass er etwas anderes als Standards nicht denken kann, dem fällt es leicht, jedes triftige Urteil wiederum als der Allgemeinheit von Einzelnen aufgezwungene Norm zu diffamieren. Auf die Sache zielende Kritik erscheint dem Schematismus dieses Blicks, der die Wirklichkeit auf seiner Seite hat, dann als willkürliche Krittelei und jedes Argument als strategischer Schachzug, der nicht auf seinen Gehalt zu prüfen, sondern zu parieren ist. Dass solch agile Idiotie sogar sich selbst als Ideologiekritik und jede Kritik als Ideologie in Szene zu setzen vermag, wird von niemandem so anschaulich demonstriert wie von der Freiberuflerbande der Medientheoretiker, die Demagogen der falschen Vermittlung sind. Schon als er sein Ruf als Hort kritischen Denkens noch nicht offen verhöhnt hat, war der beliebteste Tummelplatz dieser Bande hierzulande der Suhrkamp-Verlag, besonders die Edition Suhrkamp. Dort ließ sich im durch mediokre Postmarxisten konformistisch gelüfteten Dunstkreis Adornos und Horkheimers auch die dreisteste intellektuelle Beleidigung veröffentlichen, solange sie auf dem neuesten Stand der Forschung war.

Heute, da die Edition Suhrkamp von der durch *Spiegel Online* geförderten Edition Unseld beerbt wurde, darf auch der neueste Stand der Forschung ignoriert werden, sofern man sich nur auf dem neuesten Stand der Verblödung befindet. Musste sich, wer die totale Kommunikationsgesellschaft gegen die Kritik der Kulturindustrie ins Recht setzen wollte, vor einigen Jahren noch die Mühe machen, einen auf Norbert Bolz getrimmten Benjamin gegen Adorno auszuspielen, genügt es heute, qua korrumpierter Sprache unter Beweis zu stellen, dass man mit der totalen Kommunikation bereits identisch ist. Denken, in dem sich unreglementierte Erfahrung und Anstrengung des Begriffs kristallisieren, wird dann wie von selbst zum Herumgedenke, das den mit dem kommunikativen Fortschritt organisch verwachsenen Geistespraktikern lästig fällt. Jeder Gedanke, der auf die Sache statt auf ihre Kommunikation zielt, verwandelt sich dem standardisierten Denken in eine »Standardsituation«, in das unzufriedene Gemecker von Kulturkritikern. »Standardsituationen der Technologiekritik« nennt das beliebte soziale Netzwerk Kathrin Passig denn auch seinen aktuellen holzmedialen Output, eine in der Edition Unseld erschienene Sammlung von Twitter-, Facebook-, E-Book-&-Co-Apologien, die zuerst im *Merkur* publiziert wurden und zeigen, dass auch diese »Zeitschrift für europäisches Denken«, in der immer wieder Texte erscheinen, die im mehr als nur geschwollenen Sinn als Essays gelten können, sich zur Komplizenschaft mit den Feinden jenes Geistes gezwungen sieht, als dessen Hüter sie sich begreift.

Wie jede zeitgemäße Propaganda sich als Subversion eines vermeintlich bornierten Common Sense gebärdet, so kokettiert auch Passig damit, wie deplatziert ihre medienprogressiven Texte im *Merkur* seien, nur um dummdreist zuzugeben, dass sie eben deshalb gut hineinpassen. Der fünfte ihrer sechs Artikel beginnt mächtig autotreferentiell mit der mutigen Thematisierung des Mediums: »Wenn dieser Text erscheint, wird man ihn zwar im Netz lesen, aber nicht kommentieren können. Sie können sich darüber bei mir beklagen, ich sage dann: ‚Das ist eben so beim *Merkur*, ich würde es auch gern ändern.'« Dann folgt das launig postmoderne Eingeständnis: »Das ist gelogen. Ich finde es insgeheim ganz gut so. Wenn jemand nach dem Grund fragt, gebe ich gern an, bei Printerzeugnissen stecke man in einer unangenehmen Übergangszeit. Es gebe zwar schon allerlei Feedbackkanäle, Gedrucktes sei aber nun mal schwer bis gar nicht zu korrigieren. Das berechtige den Autor quasi dazu, die Augen zuzukneifen, denn wenn ich schon nichts ändern kann, dann will ich auch keine Kritik hören. Aber auch das ist nur eine Ausrede. In Wirklichkeit will ich einfach keine Kritik hören, Punkt.«

In schlechteren Zeiten, als die Menschen sich angesichts der Selbstabdankung ihrer Gattung zeitweilig nicht sicher waren, was Fortschritt und was Barbarei ist, verfielen Eigenbrödler auf das Bild der Flaschenpost, um die Aporie eines Denkens zu beschreiben, das sich, gerade weil es nicht in sich selber kreisen, sondern die verstummten, in sich verkapselten Individuen ansprechen will, der Kommunikation verweigern und darauf verzichten muss, seinen potentiellen Adressaten leutselig plaudernd ans Bein zu pinkeln. Passig kennt solche Skrupel nicht. Bei ihr schwimmt jede Flaschenpost munter im eigenen Feedbackkanal, statt im weiten Meer verloren und mit zarter Hoffnung einer ungewissen Zukunft entgegenzutreiben. Dass Gedrucktes, das verbindlich Gedachtes ist, sich weder ändern noch korrigieren lässt und keines Kommentars bedarf, erscheint Passig anmaßend. Dass sie ihrer Leserschaft unter die Nase reibt, man möge sie mit Kritik verschonen, erscheint ihr superanarchisch. Ein Widerspruch ist das deshalb nicht, weil das standardisierte Denken sein Selbstbewusstsein aus der Gewissheit bezieht, dass es sowieso kein Wahr und Falsch und keine letzten Worte gibt. Eine Sprache, die auf Wahrheitserkenntnis zielt und sich deshalb der Kommunikationsgemeinschaft verweigert, empfindet Passig als Affront. Eine Sprache aber, die sich als durch applaudierende oder nörgelnde Kommentare, eifernde Korrekturen und anderes Feedback endlos transformierbares Material begreift und deren Komplement das zur totalen Selbsttransformation freudig bereite Menschenmaterial ist, findet sie okay, weshalb sie deren Agenten die Legitimation erteilt, den Kulturkritikern den Mund zu verbieten. »Das ‚Wenn's Dir hier nicht passt, dann geh doch nach drüben', das im staatsbürgerlichen und geopolitischen Raum nur sehr begrenzt funktioniert, ist im Netz ein praktikabler Vorschlag«, schreibt sie und verleiht der Denunziation, die in Foren und Blogs längst selbst zum Standard geworden ist, den Persilschein: »Und wenn es das gesuchte Drüben nicht gibt, dann kann man es immer noch gründen.« Verwirklichte Freiheit ist, wenn die vielfältig bornierten Meinungen konflikt- und versöhnungslos koexistieren und Einigkeit nur gegen den kulturkritischen Störenfried besteht, der diesen feindseligen Friedensschluss in Frage stellt.

Als »Kulturkritiker« firmieren bei Passig nicht nur verspätete Bildungsbürger, sondern alle, denen die gesellschaftliche Wirklichkeit nicht passt. Fortschritt dagegen heißt für sie, die Einsicht, dass unter herrschenden Bedingungen Fortschritt einer zum Schlechten ist, erfolgreich zu verdrängen und sich jede Erinnerung an die vom Geschichtsprozess kassierte Möglichkeit des Besseren auszutreiben. Progressiv ist, wer vergisst, was doch nicht zu retten ist: Nach diesem Motto verabschiedet sie nicht nur die Institutionen der bürgerlichen Öffentlichkeit, sondern auch das gedruckte Buch, das sie im Geiste Henry Fords, dessen kernige Innovationskraft sie gegen die blässlichen Verächter des Neuen ausspielt, auf den Müllhaufen der Geschichte befördert. Tatsächlich kann Passig den Müllhaufen so wenig wie Ford von der Geschichte unterscheiden. Weil sie weiß, dass die erfolgreichsten Verräter einer Sache die sind, die sich dazu bekennen, das Verratene selbst einmal geliebt zu haben, gesteht sie: »Ich war der beste Freund der Buchbranche. In meiner Kindheit herrschte Büchernot (...), aus pädagogischen Gründen durfte ich nicht mehr als 14 Bücher ausleihen. Später lieh ich nicht mehr gern, ich kaufte lieber, und ich kaufte viel. Wenn ich es mir leisten konnte, griff ich zur bibliophilen Ausgabe. (...) Ebenso wie die Buchbranche maß ich meine Einstellung zum Bücherlesen der Einfachheit halber am Kaufvolumen. Erst als ich eines der vielen virtuellen Bücherregale benutzte, in denen Leser notieren, was sie zu lesen gedenken, gerade lesen oder beendet haben, war das Auseinanderklaffen meines Kauf- und meines Leseverhaltens nicht mehr zu beschönigen: Ich las noch knapp drei Bücher im Monat zu Ende.«

Da Passig zwar ständig von sich selber spricht, damit jedoch niemals sich selber, sondern das automatische Mediensubjekt meint, als dessen Bauchrednerin sie fungiert, kommt sie auch nach dieser geistigen Bankrotterklärung nicht auf die Idee, sich zu fragen, welche Ursachen es haben mag, dass sie, als bester Branchenfreund, das Buch stets gehasst, geistige Erfahrung mit dem Kaufvolumen verwechselt, Lesen als »Verhalten« missverstanden hat und bis heute der allem geistigen Leben spottenden Überzeugung anhängt, der Wert einer Lektüre bemesse sich daran, ob ein Buch »zu Ende« gelesen wird. Vielmehr wirft sie es der sperrigen und zeitraubenden Buchkultur vor, dass deren »Darreichungsformen und -praktiken« ihrer eigenen Beschränktheit noch nicht völlig entsprechen, und ärgert sich darüber, dass all das nie Erfahrene, nie Begriffene nicht wenigstens spurlos verschwindet, sondern als mühsam zu entsorgender Papiermüll den eigenen I-Phones -Pads und -Pods den Platz wegnimmt: »Ist der Nimbus einmal dahin, bleiben einige Kubikmeter Zellulose zurück.« An den neuen Medientechnologien schätzt sie daher vor allem deren Fähigkeit zur zeitsparenden und restlosen Geistesschrottentsorgung und meint es nicht einmal negativ, wenn sie über ein »Angebot« im Internet schreibt: »Vor fünf Jahren hätte ich die Nachrichtenaggregationssite Reddit empfohlen – und es kurze Zeit später bereut. Was ich heute mit Gewinn lese, wird schon kurz nach Erscheinen des Beitrags seinen Nutzwert verlieren.«

Je schneller sich der Gegenstand des Interesses in Scheiße verwandelt, desto besser passt er zu einem Leben, das ganz und gar im Prozess des eigenen Selbstverschleißes aufgehen soll. Wer allen Ernstes »maximal zwei Gründe für den Kauf von Büchern« anzugeben weiß, nämlich den Wunsch nach »Unterhaltung« und »Information«, dem gelten »Bibliotheken, Schreibmaschinen, Verlage« und selbst »Fernsehen« nur mehr als Objekte eines »hinderlich gewordenen Wissens«, das der pragmatische Kommunikator so schnell wie möglich »ablegen« sollte. Das Ressentiment gegen die Zweckfreiheit aber, gegen die glücklich verschwendeten Stunden mit Büchern, deren Inhalt man längst vergessen hat, ja gegen das nie Gelesene selbst, das als nie Gelesenes Träger der Erinnerung ans Versäumte sein kann, verbindet Passig mit dem Schlechtesten jenes Bürgertums, als dessen Provokateur sie auftritt und zu dessen Wesen stets die Sehnsucht gehörte, sich endlich selbst loszuwerden. Indem sie die neuen Medientechnologien als Formen gelingender Selbstentledigung preist, versöhnt sie die zu Abfall der Geschichte gewordenen, jede Erinnerung an ihre verratenen Möglichkeiten wütend von sich weisenden Bürger mit ihrer eigenen Nichtigkeit.

Literatur

Kathrin Passig: *Standardsituationen der Technologiekritik*. Suhrkamp-Verlag, Berlin 2013, 100 Seiten, 12,40 Euro

---

Magnus Klaue ist Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Berliner Wochenzeitung Jungle World und schreibt u.a. regelmäßig für »konkret« und »Bahamas«.



Kämpferischer Chronist

Eine Biografie ruft die Pionierarbeiten des Historikers Joseph Wulf zum Nationalsozialismus in Erinnerung. Von *Stephan Grigat.*

Bei manchen Autoren ist völlig unbegreiflich, wie sie über Jahrzehnte in Vergessenheit geraten konnten. Der Auschwitzüberlebende und Historiker Joseph Wulf, der in Deutschland als erster die Ermordung der europäischen Juden ins Zentrum der Darstellung des Nationalsozialismus gerückt und die postnazistische Volksgemeinschaft mit der Shoah konfrontiert hat, ist so einer. Nach seinem Freitod 1974 und einer frühen Würdigung durch einen Dokumentarfilm von Henryk M. Broder aus dem Jahr 1977 kam er in Diskussionen über den Nationalsozialismus und die Aufarbeitung der deutschen Verbrechen kaum noch vor.

Erst Nicolas Berg hatte ihn mit seiner Studie »Der Holocaust und die westdeutschen Historiker« 2004 wieder in Erinnerung gerufen. Zu Wulfs 100. Geburtstag ist nun Ende letzten Jahres eine umfassende, akribisch recherchierte Biografie des Heidelberger Historikers Klaus Kempter erschienen.

Der in Krakau aufgewachsene Wulf gehörte während des Zweiten Weltkriegs zu einer jüdischen Widerstandsgruppe in Polen. Bereits 1945 begann er gemeinsam mit anderen Überlebenden, Dokumente über die deutsche Besatzung zu publizieren. 1955 veröffentlichte er zusammen mit Léon Poliakov die Dokumentensammlung »Das Dritte Reich und die Juden«. Bald darauf folgten »Das Dritte Reich und seine Diener«, »Das Dritte Reich und seine Denker« und zahlreiche weitere Studien. Gegen die strukturalistischen und funktionalistischen Verharmlosungen des Nationalsozialismus sprach Wulf von individueller Täterschaft und persönlicher Verantwortung. Bereits Mitte der fünfziger Jahre räumte Wulf mit dem Mythos von der »sauberen Wehrmacht« auf – 40 Jahre vor der Wehrmachtsausstellung, bei der plötzlich alle so taten, als würde dort bahnbrechend Neues über die deutsch-österreichischen Vernichtungskrieger präsentiert. Gemeinsam mit Poliakov stellte er die Rolle des Auswärtigen Amtes während des Nationalsozialismus dar – Jahrzehnte vor jener von Joschka Fischer mitinitiierten Studie über die deutschen Nazi-Diplomaten, um die 2010, nachdem die meisten von ihnen nicht mehr am Leben waren, ein großes Tamtam gemacht wurde.

Zu Recht verweist Kempter darauf, dass Wulfs Leben und Werk als »ein Seismograf der Entwicklung vergangenheitspolitischen Denkens und Argumentierens« in Deutschland gesehen werden kann. Jenen nicht-jüdischen Historikern, welche die Debatten lange dominierten, galt Wulf stets als verdächtig, allein schon, weil er als Opfer der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik »befangen« sei. Während der etablierten Geschichtswissenschaft ein völlig falsch verstandenes wissenschaftliches Objektivitätsgebot lange Zeit zur Schuld- und Erinnerungsabwehr und zur Empathieverweigerung diente, schrieb Wulf seine Werke ausgehend von seinen Erfahrungen mit der deutschen Vernichtungsmaschinerie und nahm die Volksgemeinschaft als Ganzes ins Visier.

Es zählt zu den Verdiensten der ausgesprochen gewissenhaft gearbeiteten Studie von Kempter, Wulfs stets öffentlich proklamierte Solidarität mit Israel, die auch von jenen NS-Forschern gerne unter den Tisch gefallen gelassen wird, die sich mittlerweile positiv auf ihn beziehen oder zumindest seine Pionierarbeit zu würdigen wissen, ausführlich darzustellen. In einem Brief kündigte Wulf 1970 Jean Améry seinen Plan zu einer Dokumentation über den Zionismus an. Sie solle »speziell den Angehörigen der ‚Neuen Linken', die in ihrer Ignoranz über Zionismus als Neo-Kolonialismus, Faschismus u. dgl. sprechen, (hoffentlich) Anlass zum Nachdenken und Studium geben«. Nachdem die Bundesregierung unter Willy Brandt während des Jom Kippur-Krieges 1973, als Israel mit dem Rücken zur Wand stand, US-amerikanische Waffenlieferungen über Deutschland an die israelische Armee untersagte, notierte Wulf verbittert, der Bundeskanzler habe mit dem Kotau vor den arabischen Staaten seinen Kniefall von Warschau »annulliert«. Israel sei nunmehr »beinahe so einsam« wie die Juden zur Zeit des Nationalsozialismus.

Der wissenschaftliche Autodidakt blieb zeitlebens ein antiakademischer Forscher im besten Sinne, der, wie er seinem Mitstreiter Poliakov schrieb, nicht »lediglich für Archive« publizieren wollte, sondern für »lebendige Menschen«. In finanziell prekärer Lage und trotz eines bewundernswerten Kampfgeistes reichlich resigniert, nahm sich Wulf, der bis zuletzt ein Außenseiter ohne dauerhafte institutionelle Anbindung blieb, 1974 in Berlin das Leben. An seinen Sohn David schrieb er: »Ich habe hier 18 Bücher über das Dritte Reich veröffentlicht, und das alles hatte keine Wirkung. Du kannst dich bei den Deutschen tot dokumentieren, es kann in Bonn die demokratischste Regierung sein – und die Massenmörder gehen frei herum, haben ihr Häuschen und züchten Blumen.«

Klaus Kempter: *Joseph Wulf. Ein Historikerschicksal in Deutschland.* (Schriften des Simon-Dubnow-Instituts, Bd. 18). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012, 422 Seiten, 65,- Euro

---

Stephan Grigat ist Lehrbeauftragter für Politikwissenschaft an der Universität Wien und Mitherausgeber von »Iran im Weltsystem. Bündnisse des Regimes und Perspektiven der Freiheitsbewegung« (Studienverlag 2010). Außerdem ist er Autor von »Fetisch & Freiheit. Über die Rezeption der Marxschen Fetischkritik, die Emanzipation von Staat und Kapital und die Kritik des Antisemitismus« (ça ira-Verlag 2007).

BEZAHLTE ANZEIGE

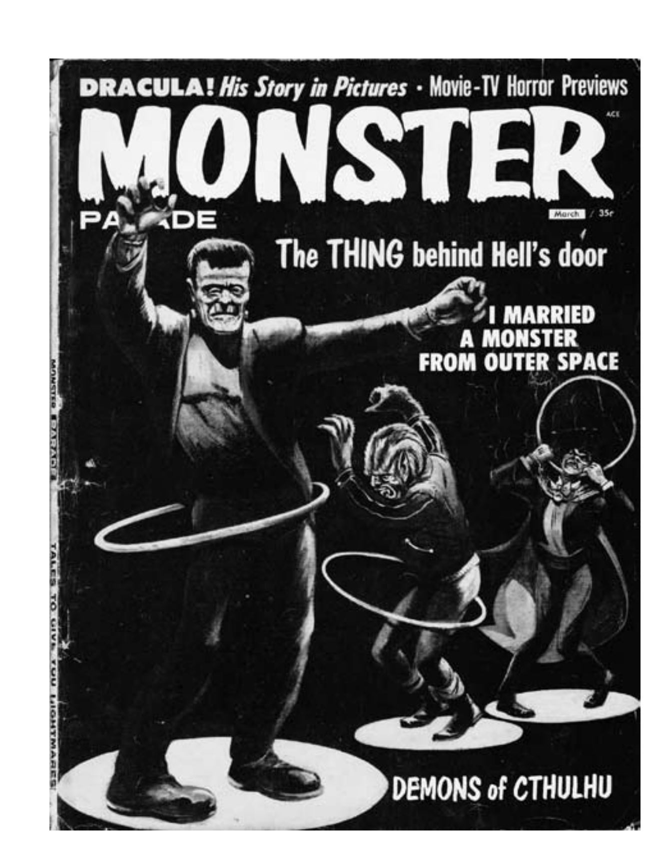
How To Make A Monster

Seit 22. November 2012 gibt es eine Österreichische Gesellschaft für Geschlechterforschung. Mit Launch der Homepage und einem Call for Papers wirbt diese nun um an Mitarbeit interessierte Gender-Expert_innen. Über Hintergründe und kommendes Programm berichtet Mitgründerin *Kristina Pia Hofer*.

Wissenschaftliche Disziplinen organisieren sich gerne in Gesellschaften und Verbänden. Das hauptsächliche Anliegen dieser Zusammenschlüsse liegt darin, dem eigenen Fach Gewicht zu verleihen: über die Vernetzung zwischen einzelnen Standorten von Forschung und Lehre, über regelmäßigen Austausch über state of the art in Theorien und Methoden, über Erarbeitung von Kriterien zur Qualitätssicherung von Forschung und Lehre aus dem Fach, über Entwicklung zukünftiger Perspektiven und Fragestellungen, über Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, über Erarbeitung von Strategien zur Vertretung fachspezifischer Interessen in (hochschul- und wissenschafts)politischen Debatten und bei Geldervergaben, und über Kommunikation wesentlicher Anliegen und Erkenntnisse des Fachs an eine interessierte Öffentlichkeit.

Widerspenstige Entwicklung

In Österreich hat sich nun auch die Geschlechterforschung eine solche wissenschaftliche Interessensgemeinschaft geschaffen. Wesentliche Impulse gingen dabei auch von einer Gründung in Deutschland, bzw. einer Neuausrichtung in der Schweiz aus: Die neue deutsche Fachgesellschaft Geschlechterstudien Gender e.V. konstituiert sich im Jänner 2010 in Berlin, die bereits seit 1997 bestehende Schweizerische Gesellschaft für Geschlechterforschung SGGF gab sich zeitgleich neue Statuten, einen neuen Vorstand, und formulierte den Wunsch nach einer frischen, stärker wissenschaftspolitisch engagierten Ausrichtung. Dass wissenschaftliche Gesellschaften für Geschlechterforschung überhaupt existieren, ist keineswegs selbstverständlich. Anders als ‚klassische' Disziplinen wie etwa Geschichte, Physik oder Soziologie definierte sich die Geschlechterforschung lange Zeit nicht als eigentliches Fach. Dies ist zwei Gründen geschuldet. Erstens entwickelte sich Geschlechterforschung ab den 1960er Jahren innerhalb etablierter Fächer und aus ihnen heraus. Viele Geschlechterforscher_innen und Gender Studies-Betreibende verstehen sich nach wie vor als Vertreter_innen einer ‚Stammdisziplin' - wie Maschinenbau, Volkswirtschaftslehre oder Filmwissenschaften - im Rahmen derer sie an Fragen aus geschlechterforschender Perspektive arbeiten. Zweitens verortet sich Geschlechterforschung von Beginn an explizit inter- und transdisziplinär, und sieht in dieser Verortung auch eine ihrer größten Stärken. Eine kritische Haltung gegenüber einem Wissenschaftsbetrieb, in dem unter Ausblendung von Entwicklungen in anderen Disziplinen streng nach einem Set von facheinschlägig üblichen Theorien und Methoden vorgegangen wird, zeichnete die Geschlechterforschung von Anfang an aus. Es gehört in den Gender Studies durchaus zum guten Ton, ein Problem innerhalb des selben Projekts aus verschiedenen disziplinären Perspektiven zu bearbeiten, ohne diese Assemblage gleich als kanonische Grundlage eines neuen Faches zemetieren zu wollen. Die zunehmende Institutionalisierung von Geschlechterforschung vor allem an den Universitäten, wie sie im deutschsprachigen Raum seit den 1990er Jahren zu beobachten ist, produziert ‚Gender' aber gleichzeitig als de-facto Fach. In Österreich gibt es inzwischen Professuren, Universitätsinstitute/abteilungen, und Master-Studiengänge für Geschlechterforschung/Gender Studies. Viele andere Studiengänge der unterschiedlichsten Disziplinen verankern Gender Studies als Pflicht- oder Wahlfach in ihren Curricula. Ein wichtiges Produkt dieser Institutionalisierung - und damit auch ein wichtiges Argument für die Gründung der Gesellschaft - sind jene neuen Wissenschafter_innen, die Curricula aus Gender Studies abschließen, unter diesem Label publizieren, und Promotionen und Habilitationen in diesem Bereich anstreben. Da sie ihre Ausbildung und Qualifikation als von ‚Stammdisziplinen' unabhängige Gender-Forscher_innen erworben haben, verstehen sie sich durchaus als Nachwuchs eines eigenen Faches. Problematisch dabei ist, dass dieses Fach ihnen bisweilen noch nicht jene Infrastruktur und Vernetzungsperspektiven bieten kann, die in etablierten Disziplinen selbstverständlich sind.



Streitbares Miteinander

Trotz ihrer fortschreitenden Institutionalisierung bleibt der Status der Gender Studies in der österreichischen Lehr- und Forschungslandschaft ein ungesicherter. Bereits Erreichtes, wie etwa gender-denominierte Professuren oder verpflichtend verankerte Gender-Lehre in nicht-geschlechterforschenden Curricula, ist oft durch finanzielle Austrocknung im Zuge von universitären Sparmaßnahmen oder der Infragestellung von bestehenden Richtlinien wie Frauenförderplänen geschwächt oder gefährdet. Vielerorts sind äußerst widersprüchliche Prozesse zu beobachten: ‚Gender' gilt an vielen Hochschulen und anderen Forschungseinrichtungen als ‚Innovationstrumpfkarte' - während die Leistungen, welche Gender Studies Expert_innen in ihren Institutionen erbringen, intern oft von Ressourcenkürzung und Marginalisierung bedroht bleiben. Ausgehend von diesen produktiv-problematischen Entwicklungen bildeten Mitglieder der Genderplattform (‚Plattform der Einrichtungen für Frauenförderung und Geschlechterforschung an den österreichischen Universitäten') im Herbst 2010 eine Arbeitsgruppe, welche die Gründung einer wissenschaftlichen Gesellschaft für Geschlechterforschung als Interessensvertretung von einschlägig tätigen Personen, Verbänden, Netzwerken und Institutionen zum Ziel hatte. Die Arbeitsgruppe entschied sich für einen möglichst offenen, partizipativen Gründungsprozess. Grundlegende inhaltliche und organisatorische Belange, wie die Formulierung der Ziele und Statuten des Vereins, wurden über zwei Jahre lang in Redaktionsgruppen in wechselnder Besetzung, welche je nach Aufgabe zwischen fünfzehn und fünfzig Aktive zählten, erarbeitet. Die Gründer_innen spiegeln das breite Spektrum der österreichischen Forschungslandschaft aus Gender Studies wider: Professor_innen und freie Wissenschafter_innen sind genauso vertreten wie Studierende und der akademische Mittelbau. Die relativ lange Vorlaufzeit ist unter anderem auch der Tatsache geschuldet, dass jenen inhaltlichen Diskussionen, welche Organisierungsunternehmungen in einem so heterogenen wissenschaftlichen Feld notwendiger Weise begleiten, im Gründungsprozess viel Platz eingeräumt wurde. Von vorne herein war klar, dass eine Gesellschaft für Geschlechterforschung kein ‚Konsensverein' werden sollte, sondern ein strategisches Kollektiv, welches Konflikte und Verschiedenheiten sowohl aushält, als auch zum Motor für die kritische Weiterentwicklung der eigenen Politik macht. Das Organisationsteam formulierte zur Bezeichnung dieses Prozesses den Begriff des ‚streitbaren Miteinander'. Am 22. November 2012 vollzog das streitbare Kollektiv den feierlichen Gründungsakt der ÖGGF an der Universität in Salzburg.

Aufruf zum Mitmachen

Die Österreichische Gesellschaft für Geschlechterforschung hat Anfang Mai 2013 ihre Tätigkeit im vollen Umfang aufgenommen. Ein Beitritt als ordentliches Mitglied ist jederzeit online möglich. Von 5. - 7. Dezember 2013 findet an der Akademie der bildenden Künste in Wien die erste Jahrestagung unter dem Titel ‚Konstrukt Geschlecht disziplinär/interdisziplinär/transdisziplinär. Ergebnisse, Herausforderungen und Perspektiven' statt. Derzeit lädt die Gesellschaft zur Einreichung von Abstracts für 20-minütige Papers zur Tagung. Der Call richtet sich an Wissenschafter_innen aller Qualifikationsstufen, welche in universitären und außeruniversitären Kontexten Geschlechterforschung betreiben, und ihre Rahmung von Geschlecht als Konstruktion zur Diskussion stellen möchten. Die Deadline für alle Einreichungen ist der 15. Juni 2013. Vorstand und Mitglieder freuen sich auf spannenden Austausch und weite Vernetzung. Wir wünschen allen Gründer_innen und neuen Mitgliedern alles Gute!

Links

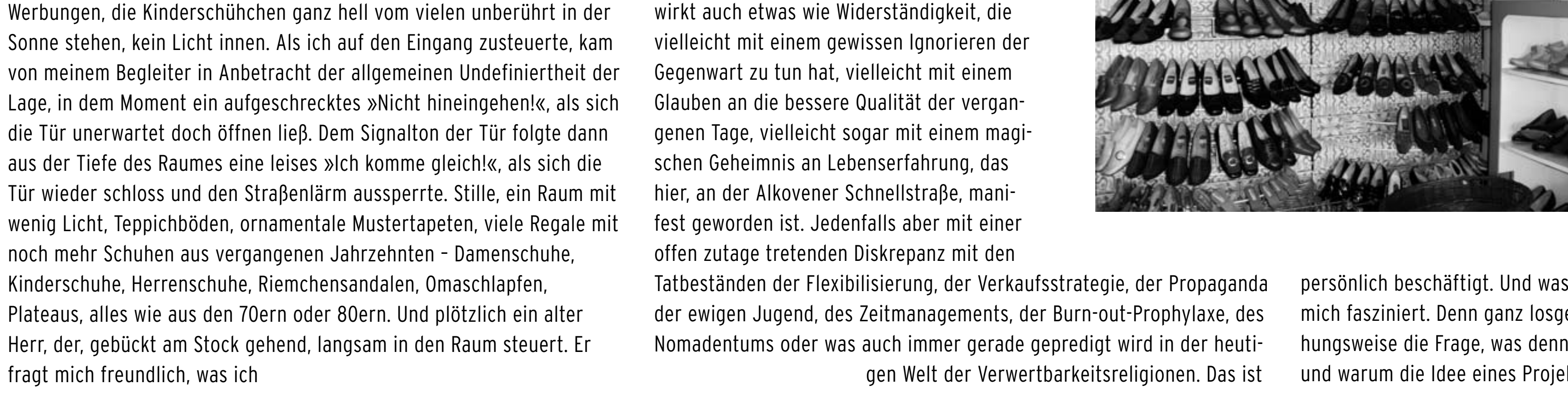
Österreichische Gesellschaft für Geschlechterforschung – Gender Studies Association Austria: *http://www.oeggf.at*
Fachgesellschaft Gender e.V. (Deutschland): *http://www.fg-gender.de/*
Schweizerische Gesellschaft für Geschlechterforschung SGGF: *http://genregeschlecht.ch*
Plattform der Einrichtungen für Frauenförderung und Geschlechterforschung an den österreichischen Universitäten: *http://www.genderplattform.at/*
Call for Papers 1. Jahrestagung der ÖGGF: *http://www.oeggf.at/cms/index.php/jahrestagungen.html*

BEZAHLTE ANZEIGE

Restlos out of Fashion

Tanja Brandmayr über ein stilles Schuhgeschäft an der lauten Alkovener Schnellstraße und darüber, warum sie beim Festival der Regionen dann doch keine Einreichung gemacht hat.

Zufälligerweise habe ich letztes Frühjahr an der Schnellstraße durch Alkoven eine kleine Entdeckung gemacht. Dass es sich um ein Schuhgeschäft handelt, tut hier nichts weiter zur Sache, außer dass es ein persönliches Faible für modisch-absurde Extravaganzen beschreibt, die sich hin und wieder in ländlichen Geschäften finden lassen – und die aufgestöbert werden wollen. Im besonderen Fall war es so, dass ich meinem Begleiter im Auto ein belangloses »Schau, schon wieder ein Leerstand« zuraunte, als wir gerade an besagtem Geschäft an der Schnellstraße vorbeischossen. Erstaunlich, wie schnell das Auge Eindrücke zusammenzählt, die in einem Moment gar nicht bewusst zu erfassen sind und die doch nicht ganz zusammenpassen: viele Dinge in der Auslage, schlechte Lage ab vom Schuss, verwaschene Farben, hohes Tempo beim Passieren, mehrere fehlende Neon-Buchstaben im Geschäftsnamen, verblichene Auslagen, dunkle Innenräume.
In ungewöhnlicher Frühlingshitze parkten wir dann doch vor dem Geschäft ein. Als ich die Auslagen inspizierte, sah noch immer alles geschlossen aus: Ausgebleichte Lederschuhe, alte Werbungen, die Kinderschühchen ganz hell vom vielen unberührt in der Sonne stehen, kein Licht innen. Als ich auf den Eingang zusteuerte, kam von meinem Begleiter in Anbetracht der allgemeinen Undefiniertheit der Lage, in dem Moment ein aufgeschrecktes »Nicht hineingehen!«, als sich die Tür unerwartet doch öffnen ließ. Dem Signalton der Tür folgte dann aus der Tiefe des Raumes eine leises »Ich komme gleich!«, als sich die Tür wieder schloss und den Straßenlärm aussperrte. Stille, ein Raum mit wenig Licht, Teppichböden, ornamentale Mustertapeten, viele Regale mit noch mehr Schuhen aus vergangenen Jahrzehnten – Damenschuhe, Kinderschuhe, Herrenschuhe, Riemchensandalen, Omaschlapfen, Plateaus, alles wie aus den 70ern oder 80ern. Und plötzlich ein alter Herr, der, gebückt am Stock gehend, langsam in den Raum steuert. Er fragt mich freundlich, was ich brauche, ich schaue herum und ein Gespräch ergibt sich. Er führe das Geschäft noch, um die bestehende Ware zu verkaufen, habe manches Mal Studentinnen, aber auch noch ein paar ältere Damen aus der Nachbarschaft als Kundinnen. Ich erfahre, dass er 85 ist, und dass er die schönen Schuhe, die Mode aus den vergangenen Jahrzehnten eher in kleineren Größen hat: Weil »du auf dem Land keinen Abverkauf machen kannst, und das dann halt bleibt.« Denn während der letzten dreißig Jahre habe sich nicht nur das Geschäftsleben verändert, noch dazu seien auch die Frauen größer geworden.
Seit letztem Jahr war ich dann immer wieder mal im Geschäft, habe ein paar Dinge gekauft, habe verschiedene Leute mitgebracht, die ihrerseits wieder ein paar Dinge gekauft haben und so nebenbei einiges über das lokale Schuhbusiness erfahren. Der alte Herr, nun schon 86, geht mittlerweile am Rollator durchs Geschäft, ganz langsam, und hat mir den guten Rat gegeben, »nicht schwer zu heben«, denn er habe das auch immer getan, und: »mit 80, 85 wirkt sich das dann halt aus« – weswegen er nun diese Gehhilfe brauche und mir diesen Tipp gebe. Die Gebrechlichkeit scheint dann aber wieder nur oberflächlich, wobei es aber schon mal so ist, dass man die Aufforderung bekommt, nächste Woche wiederzukommen, denn »bis dahin habe ich den zweiten Schuh zum Probieren aus dem Keller geholt«; die Hinfälligkeit des Alters hindert den Herrn nicht, an sechs Tagen der Woche »von sieben bis sieben« in seinem Geschäft zu sein, in dem er, gleich wie in einer künstlerischen Installation mehr oder weniger zu leben scheint, im Raum nebenan. Seitdem bin ich fasziniert von diesem Mikrokosmos, der in seinem ritualhaften und vitalen Eigensinn gegen die restlichen Welt zu stehen scheint: Ein Sir, der einem am Rollator bedient; eine Gesprächsfreudigkeit, die, ganz die alte Schule, nicht die Verkaufsabsicht in den Vordergrund treten lässt, sondern das Parlieren pflegt; eine Vitalität, die einen in lachendes Erstaunen versetzt und wegen der man den Herren nicht einmal als »alt« bezeichnen möchte. Eindrücklich wirkt auch etwas wie Widerständigkeit, die vielleicht mit einem gewissen Ignorieren der Gegenwart zu tun hat, vielleicht mit einem Glauben an die bessere Qualität der vergangenen Tage, vielleicht sogar mit einem magischen Geheimnis an Lebenserfahrung, das hier, an der Alkovener Schnellstraße, manifest geworden ist. Jedenfalls aber mit einer offen zutage tretenden Diskrepanz mit den Tatbeständen der Flexibilisierung, der Verkaufsstrategie, der Propaganda der ewigen Jugend, des Zeitmanagements, der Burn-out-Prophylaxe, des Nomadentums oder was auch immer gerade gepredigt wird in der heutigen Welt der Verwertbarkeitsreligionen. Das ist aber alles Interpretation, denn ganz einfach scheint es auch so, dass der alte Herr eingebunden ist in das Alkovener Leben: Immer wieder kommen Leute vorbei, die etwas brauchen und für die er repariert. Er hat einmal gesagt, er mache das noch, »solange es noch geht, und wenn es nicht mehr geht, dann gibt es einen Abverkauf«. Meine Schwester (für die er besagten anderen Schuh binnen einer Woche aus dem Keller geholt hat), hat sich auf diese Bemerkung hin zu der verwunderten Frage hinreißen lassen: »Aber ab wann geht's denn dann eigentlich nicht mehr?«. Was definitiv eine gute Frage ist, auch wenn man sich den allgemeinen Welt-Wahnsinn rundherum so ansieht, der mehr oder weniger auch nur untragbare Zustände mitschleppt, die das Werkl am Laufen halten, anstatt zu erlauben, in einer menschenwürdigen, um es so zu sagen, poeietischen Weise »ursprünglich schaffend und gestaltend« sein zu können.





Fotos: Tanja Brandmayr

Eine ganze Weile später, als mit dem Festival der Regionen der Aufruf zur Einreichung für Projekte in Eferding gekommen ist, zum Thema »Umgraben«, hatte ich dann kurz Mal die Idee, auch wegen der schönen Lage des Geschäfts auf dem Weg von Linz nach Eferding, für das Festival eine Einreichung zu fabrizieren. Die Ausrichtung des Festivals mit seinem elastischen Kunstbegriff würde dies jedenfalls erlauben. Was aber projektieren? Über eine kommunikative Konzeption das Thema Kauf und Tausch verhandeln? Aber warum? Zu viel Erklärungsbedarf an allen Seiten. Ein Projekt, das ein ästhetisches Upcycling betreibt und dann Menschen zeigt, die im Geschäft kaufen? Möglich, aber vielleicht doch zu verspielt für den trostlosen Realismus, der fast alles eliminiert, was nicht mit der Zeit geht. Ein Zitat auf Pina Bausch, die in ihrem Film »Die Klage der Kaiserin« ein Bunnyhäschen in Stöckelschuhen über den Acker stolpern lässt und in dem in Folge immer wieder im Acker nach irgendetwas Undefinierbarem gegraben wird? Wäre zwar über ein paar Ecken eventuell zu denken, erkennt aber als Zitat kaum wer und ist vielleicht überhaupt sinnlos. Mit Genuss habe ich das dann bleiben lassen – zu sehr aus den Fingern gesaugt, zu »gemacht«, wie man am Theater gerne sagt und vielleicht sogar übergriffig: Letzten Endes würde wahrscheinlich für den alten Herrn alles, was auch immer, lediglich zu viel Trubel bedeuten, der nach dem Festival wieder verschwindet. Ganz schnell hat sich für mich dieses Schuhgeschäft-Gebilde meiner eigenen Verwertungsabsicht durch Kunst entzogen, was einerseits sicher mit einer Abneigung dagegen zusammenhängt, aus einem blödsinnigen Reflex heraus alles zu einem Projekt machen zu wollen, was einen gerade persönlich beschäftigt. Und was andererseits aber genau das ist, was mich fasziniert. Denn ganz losgelassen hat mich das Thema nicht, beziehungsweise die Frage, was denn nun diese Faszination wirklich ausmacht und warum die Idee eines Projektes nicht einmal wirklich zu denken war. Ich greife auf den methodischen Trick zurück, etwas als reale Installation zu betrachten, um mich annähern zu können und erkenne: ein Geschäft, das von außen vorgibt, mit Mode zu handeln, das jedoch für sich restlos out of time ist; ein alter Herr, der weder dem dynamischen Prinzip des Verkaufs entspricht, noch verkaufen muss – der aber dennoch eine Geschäftsidee aufrechterhält und außerdem mit seinen Dingen zu leben scheint; und letztlich ein Zeitbegriff, der sich völlig gegen die schnelle Taktung unserer Zeit stellt und der die Uhren komplett anders ticken lässt, eigenwillig beständig und in seiner nichtswollenden Freundlichkeit irgendwie unmodern. Weil es um Mode geht, ist dieses zeitliche Querlegen immerhin interessant. Ich komme auf den Gedanken, dass sich meine reale Installation dem Zeitfaktor, durch den auch wir Kunst- und Kulturschaffenden getaktet sind, völlig entgegengestellt, und vielleicht genau dieses zeitliche Querliegen das sympathische Faszinosum darstellt: Nicht zuletzt würde es sich so gesehen als gedachte Antithese auch gegen den Zeitbegriff eines Festivals stellen, das an sich für Produktion für den zeitlich definierten Ausnahmezustand steht. Ich kann es trotzdem nicht ganz lassen, das zumindest in meinem privaten Kopf gerade deshalb als Kunstprojekt zu betrachten, weil es sich in seinem merkwürdig diskrepanten Vorhandensein in wunderschöner Selbstverständlichkeit gegen die äußere Welt abschließt – als Einsprengsel in einer Realität, die ihre grotesken Blasen der Verwertung produziert, als reale Installation, die sich der eindeutigen Definition des menschlichen Daseins entzieht.



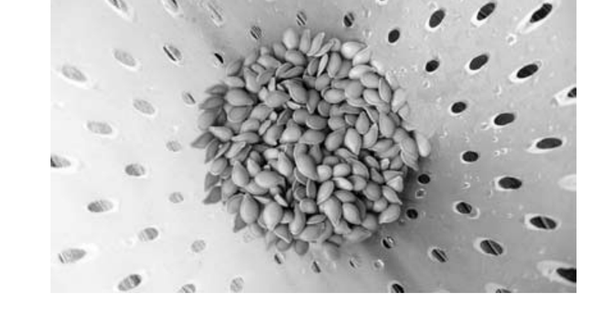
»Pump up the Saatgut«

Vom Netzwerk-Commons zur Saatgut-Tauschbörse – die sich als »self-styled artist« bezeichnende Shu Lea Cheang kommt im Rahmen der »Fieldwork« Artist-in-Residency Reihe nach Linz. Am 12. Juni lädt sie zur Seeds Underground Party auf der Eleonore. Hier werden Aspekte der Arbeit einer der wichtigsten Vertreter_innen einer kritischen, partizipativen und sozial engagierten postmedialen Kunst vorgestellt.

Im Jahr 2001 verkündete Shu Lea Cheang »*Steam the green, Stream the field*«. Diese künstlerische Arbeit dient als Folie, um den Kontext und Hintergrund von Cheangs neuestem Projekt auf der Eleonore zu verstehen. Zu einer Zeit als der Mainstream der Medienkunst noch vom Reiz des Neuen an den Medien gebannt schien, schlug Cheang eine Kurskorrektur hin zur Befassung mit konkreten Themen wie z.B. ökologische Nahrungsproduktion vor. Sie verband diese Thematik mit den drahtlosen Bürgernetzen – der Idee eines Commons der Netzwerke –, und sie stellte dabei die Idee der sozialen Selbstorganisation und der Solidarökonomie in den Mittelpunkt.

Etwas mehr als 10 Jahre später haben diese drei Themen – nach dem Crash des Finanzsystems im Jahr 2008 – nur an zusätzlicher Relevanz gewonnen. Der Kapitalismus durchmacht eine seiner tiefen, strukturellen Krisen. Einerseits eröffnet das die Chance, die zentralen Werte und Mechanismen dieses Systems in Frage zu stellen und konkrete Möglichkeiten zu seiner Überwindung zu entwerfen. Währenddessen fährt der informationelle Finanzkapitalismus aber fort, nicht erneuerbare Ressourcen zu zerstören, und sein Regime weiter auszudehnen, indem er sich neue Territorien, Körper und Daseinsformen einverleibt. Mittels Patentrecht und Registrierungspflicht geht es nun dem pflanzlichen Leben an den Kragen, und damit der Basis der Nahrungsproduktion.

Die Rede ist hier von der kontroversen Saatgutverordnung der EU, die vorschlägt, eine »sichere Lebensmittelkette« (*http://europa.eu/rapid/press-release_IP-13-400_de.htm*) zu schaffen. Ist nur die Frage, wer oder was hier an die Kette genommen wird. Aktivisten wie etwa das Saatgut-erhalter-Netzwerk Arche Noah glauben, dass davon Großkonzerne bevorzugt und lokale Varianten, Nischenprodukte und alte Sorten benachteiligt werden. Auch wenn der letzte Entwurf, veröffentlicht am 6. Mai 2013, leicht abgeschwächt wurde, droht die Saatgutverordnung zu einer Hürde für Hobbybauern, Klein- und Mittelbetriebe zu werden. Doch der Widerstand wächst.



Im Kampf gegen die Ausbreitungstendenzen des Neoliberalismus rückt zunehmend die Idee des Commons ins Zentrum. Anstatt sich weiter dem Kommando des Kapitals unterzuordnen, wollen die »Commoners« die freiwillige Zusammenarbeit in möglichst hierarchiefreien Selbst-Organisation-nen und eine nachhaltige, nicht auf Wachstum gerichtete Wirtschaftsweise, wobei Ressourcen als Gemeingüter verwaltet werden. Hatte die unerwartete Wiederkehr des Commons vor 10 Jahren noch sehr viel mit Freier und Open Source Software zu tun, so wird diese Idee nun in die organische Realität zurückgespielt und auf Saatgut angewandt.

Cheangs Projekt von 2001 schien diese Entwicklungen in geradezu prophetischer Manier vorwegzunehmen. Sie verknüpfte die politische Ökonomie der Kommunikation mit jener der Gesellschaft, indem sie die Teilnehmer_innen in eine Tauschwirtschaft on- und offline einband.

Steam the green, Stream the field begann damit, dass zur gemeinsamen Ernte von 10.000 organischen Knoblauchknollen eingeladen wurde. Dieser Knoblauch sollte so etwas wie der Goldstandard umgelegt auf die Tauschökonomie sein. In Cheangs Szenario war der Kapitalismus zusammengebrochen, die Währung wertlos und die einzigen elektronischen Netze, die noch funktionierten, waren drahtlose Bürgernetze wie *NYC Wireless*. Der organische Knoblauch diente als Kreditgarantie für den sozialen Austausch der Teilnehmer_innen in den lokalen und globalen Netzen der Multitudes.

Ihr Vorhaben wurde mit einer Email an die Mailingliste von Indymedia NYC angekündigt. Das internationale Netzwerk von Websites entstand 1999, anlässlich der sogenannten *Battle of Seattle*, als eine Regenbogenkoalition von Gegner_innen der kapitalistischen Globalisierung erfolgreich die Konferenz der Welthandelsorganisation unterbrach. Damals wurde ein *Independent Media Centre* (IMC) eingerichtet, wo Aktivist_innen von der Straße hinkommen konnten, um ihre Video-, Foto- und Tonaufnahmen schnell und unzensiert ins Netz zu stellen.

Eine Schlüsselperson bei der Einrichtung des IMC war die Medienaktivistin DeeDee Halleck. Diese hatte 1980 Paper Tiger TV gegründet, eine wöchentliche Sendung im New Yorker Kabel-TV, die bis heute existiert und so etwas wie das Grundmodell für »Tactical Media« lieferte. Die Fernsehprojekte von Stadtwerkstatt TV in den 1980er- und 1990er-Jahren können ebenfalls in dieser Tradition eines sozialaktivistischen und emanzipatorischen Mediengebrauchs gesehen werden.

Die in Taiwan geborene Shu Lea Cheang kam Ende der 1970er Jahre auf der Basis eines Stipendiums nach New York, um an der berühmten New York Film School zu studieren. In den 1980er Jahren schloss sie sich Paper Tiger TV an, das damals eine Art Ersatzfamilie war. 1994 stellte Cheang ihren ersten abendfüllenden Spielfilm, *Fresh Kill*, fertig, der Cyberpunk-Ästhetik, Medienaktivismus und apokalyptische Umweltbedrohungen in Szene setzte. Kurze Zeit später realisierte sie ihre erste interaktive Medieninstallation *Bowling Alley* als Auftragsarbeit des Walker Art Centres.
Seither oszilliert ihre Arbeit zwischen den Polen der Ausarbeitung von filmischen Stoffen, die einerseits das große Format der Leinwand und eine tiefgehende Bearbeitung der Problematik verlangen, und andererseits der schnellen, politischen Guerrilla-Aktion. Die Lösung, die sie gefunden hat, um diese Kluft zu überbrücken, nennt sich »sozio-politische Echtzeit-Fiktion«. Dabei handelt es sich um die Erzeugung eines fiktiven Szenarios, wie in einem Film, nur dass sich dieser in der Wirklichkeit und den Köpfen der Teilnehmer_innen ereignet.

In ihrer E-Mail an Indymedia forderte sie die Leute auf, sich für die »Online-Tauschökonomie in einem digitalen Commons« zu registrieren, und »Bilder, Code, Texte« beizusteuern. Als Inspiration dienten die argentinischen Truque-Clubs. Nach dem Zusammenbruch der argentinischen Währung 2001 bildeten Menschen Clubs um sogenannte »Truque«-Tauschbons, die anstelle einer Währung das Fortbestehen eines lokalen Wirtschaftslebens ermöglichten.

Für die Abschluss-Aktion des Greenfields-Projekts 2002 fuhren Cheang und ihre Unterstützer wie z.B. die Performance-Künstler Reverend Billy und Ricardo Dominguez drei Tage lang mit einem Pick-up Truck durch Manhattan, auf dessen Ladefläche sich mehrere hundert Kilo frisch geernteten Knoblauchs befanden, so wie in knalligen, großen Buchstaben der Schriftzug: GET GARLIC. GO WIRELESS.

Die frühen 2000er Jahre waren die Pionierphase der drahtlosen Bürgernetze. Initiativen wie Consume in London, Personal Telco in Portland, oder Funkfeuer in .AT bauten mittels WLAN Statdtteil übergreifende Netze. Ihnen ging es weniger um die Technik als um deren soziale Einbettung und Rolle im Kontext sozialer Gemeinschaften (siehe auch das Buch »Freie Netze« des Autors aus dem Jahr 2003; freier Download: *http://www.heise.de/tp/buch/buch_11.html*).

An verschiedensten Plätzen wie *Wall Street* oder vor dem *Museum of Modern Art* parkten Cheang und ihre Mitstreiter_innen den Truck und forderten diese Institutionen auf, ihre Bandbreite mit der Öffentlichkeit zu teilen. Dann offerierten sie den Passanten, sich in die drahtlose Tauschökonomie einzubringen. Wer etwas beisteuerte, ob Texte, Bilder, einen Haarschnitt oder eine Story erhielt Coupons, die vor Ort gegen organischen Knoblauch eingetauscht werden konnten. Diese Aktion, die sich zugleich im Stadtraum wie im Datenraum abspielte, schuf das Grundmuster für weitere Arbeiten in den folgenden Jahren, die gemeinsam mit dem Kollektiv *Take2030* verwirklicht wurden. Das sind im Kern neben Cheang der Elektronik-Spezialist Alexei Blinov und die Kuratorin Ilze Black.

Blinov baute 2003 einen tragbaren Computer - »Chiputer« genannt -, der die damals noch sehr experimentellen Mesh-Network-Protokolle für WLAN verarbeiten konnte, und aussah wie eine japanische Sushi-Lunchbox mit Antenne. So ausgerüstet suchte *Take2030* Orte wie die Biennale von Venedig heim, um von engelsgleichen Mädchen mit farbigen Lampen im Haar und auf Rollerskates die mobile Bandbreite auf die Straße und in die Museen tragen zu lassen. Die Message lautete »Pump Up the Bandwidth« (siehe auch *http://take2030.net/*).

Zugleich beschäftigte sich Cheang weiterhin mit organischem Knoblauch und Ökonomie, so z.B. in Agliomania (Knoblauchmanie, URL *http://www.agliomania.com*) in Anspielung an die Tulpenmanie an der Amsterdamer Börse im 17. Jahrhundert. Cheangs bislang letztes Projekt, Composting the City, Composting the Net (2012) (*http://www.compostingthecity.mobi/*) stellte wiederum einen Zusammenhang zwischen Netzkultur und Urban Gardening her. Für den Berliner Prinzessinnengarten entwickelte sie ein mobiles Kompostiersystem. Zugleich wurden die Archive der Netzkultur, von Mailinglisten wie Nettime oder Spectre, in einem dem Kompostieren ähnlichen Vorgang remixed.

Im Rahmen ihrer Artist-In-Residency auf der Eleonore in der Reihe »Fieldwork« wird Shu Lea Cheang einen neuen Arbeitszyklus eröffnen. Dabei handelt es sich um zwei miteinander verbundene Arbeiten Accidental Landing (*http://accidental-landing.mobi/*) und Seeds Underground (*http://seedsunderground.net/*). Mit ersterem möchte sie einen Freihafen für patentfreies Saatgut schaffen, einen Ort an dem dieses gezüchtet und vermehrt werden kann. Seeds Underground ist eine Versammlung mit dem Zweck, Saatgut zu tauschen. Die erste Seeds Underground Party wird am 12. Juni auf der Eleonore stattfinden, die nächste ist dann am 1. Oktober bei Okno in Brüssel geplant.

Armin Medosch

Einladung zur Seeds Underground Party

Seeds Underground:
Germinate ! Broadcast ! Trade ! Track !

Eleonore, Am Winterhafen 20
Mittwoch, 12. Juni 2013
von 18.30 bis 21.00 Uhr

http://www.seedsunderground.net/

Bringt selbst geerntetes Saatgut und vorgezogene Pflanzen aller Art für diese Party nach der Arbeit! Einfach vorher bei der Website *http://www.seedsunderground.net/* einschreiben, um Saatgut zu tauschen, zu bekommen, es vorzutreiben, auszusähen oder seine Verbreitung nachzuvollziehen. »Wir werden uns Essen und Geschichten teilen, während wir warten, auf dass die Sprossen sich im Morgengrauen öffnen.«

Fieldwork

Eine neue Artist-in-Residency-Reihe der STWST, kuratiert von Armin Medosch

Armin Medosch kuratiert eine Serie von Artist-in-Residencies auf dem Messschiff Eleonore. Im Mittelpunkt stehen sozial engagierte, transdisziplinäre künstlerische Praktiken, die durch ihren modellhaften Charakter Alternativen zum gegenwärtigen Verhältnis von Wirtschaft, Ökologie, Technologie und Gesellschaft aufzeigen. Die Eleonore, ihre Ausstattung und Umfeld sind idealer Nährboden für techno-soziale und partizipative künstlerische Entwicklungen. Die bei den Fieldwork-Residencies entwickelten Arbeiten werden in der Ausstellung *Fields* gezeigt, 15. Mai bis 3. August 2014 in Riga, als Teil von »Riga Kulturhauptstadt 2014«. Die ersten drei Künstler_innen werden sein: Shu Lea Cheang (TW/USA), 1. bis 15. Juni, Neal White (UK), 19. bis 30. Juni, und Hayley Newman (UK), 19. August bis 1. September.

Aktuelles hierzu: *http://donautics.stwst.at/*

Gimme, gimme, gimme – der neue Gibling

Der Gibling ist Ausdruck des Wunsches nach Autonomie, meint *Wolf Guenter Thiel.*

»I want to change things for the better, just like everybody else.«
Henry Rollins

Es geht heute nicht mehr um Differenz im Sinne der Dekonstruktion! Vielmehr geht es um Distanz im Sinne der Autonomie. Es geht nicht mehr um die Übersicht über ganze Gesellschaften und globale Zusammenhänge, vielmehr geht es um die Einsicht des Einzelnen und sein und ihr Lebensumfeld. Wir können in der späten Postmoderne nicht mehr umfassend analysieren, warum etwas wie ist. Aber wir können souverän unser eigenes Lebensumfeld gestalten und unseren Wünschen anpassen: Unkonditioniert, frei und illusionslos! Wir können versuchen unsere eigene Integrität zu schützen und vor Konditionierungen und Kompromittierungen zu bewahren. Der Gibling ist Ausdruck dieser Integrität und dieses Wunsches nach Autonomie.

Der Gibling ist eine Kunstwährung und ähnlich einer Gemeinschaftswährung im Kern eine Regionalwährung. Der neue Gibling ist in 1er, 2er, 5er, und 500er Scheinen erhältlich. Er kann von den NutzerInnen im Rahmen von Partnerbetrieben als Zahlungsmittel verwendet werden. Diese bilden den Währungsraum der Gemeinschaftswährung. Die Gemeinschaft startete 2012 in Linz mit 20 Betrieben. Für die Geld- und Währungspolitik ist eine Zentralbank zuständig, die sich »Zentralpunk« nennt und deren Direktion in der Stadtwerkstatt angesiedelt ist. Es gibt drei Wechselstellen, eine in Linz in der Kirchengasse 4, eine in der Sporgasse 18 in Graz und eine neben der Nationalbank in Wien. Die NutzerInnen der Währung und die Partnerbetriebe können hier jederzeit Giblinge entsprechend ihrer jeweiligen Gültigkeit in Euro zurücktauschen. »Die Zentralpunk« emittiert Banknoten und legt die Gültigkeit der Banknoten fest. Am 15. Juni jeden Jahres emittiert sie neue Banknoten. Die Gültigkeit der Giblinge erkennt man am Sicherheitsetikett, der Seriennummer und dem aufgedruckten Ablaufdatum. Nach Ablauf fällt eine Wertminderung von 5% im ersten Jahr an (für jedes darauffolgende Jahr verdoppelt sich der Wertverlust). Dieser negative Zins wird auch als Umlaufsicherung bezeichnet.

Der Gibling kann sich nicht anhäufen und muss ausgegeben werden! Ziel ist es, den Wert von Geld in Form und Fassung gegenüber anderen Gütern zu reduzieren, um eine Investition des gesamten Geldvermögens anzuregen. Damit der Gibling also ständig im Umlauf bleibt und weiter investiert wird muss er ständig an Wert verlieren. Am 15. Juni 2013 kommt der neue Gibling, und der alte, gestaltet von der Künstlerin Valarie Serbest, verliert ab dem 15. Juni 2014 das erste mal 5% seines Wertes. Er wird ab diesem Zeitpunkt nicht mehr von den Partnerbetrieben angenommen (siehe Skizze). Alle Scheine, die bei der »Zentralpunk« getauscht werden, werden vernichtet. Der nächste Künstler, der den Gibling gestaltet ist Leo Schatzl. Der neue Schein wird neben dem regulären Geldaufkommen in einer Kleinstserie auf handgeschöpftem Papier mit Wasserzeichen gedruckt. Für Schatzl ist es wichtig mit diesem Projekt Kunst in seiner Bedeutung neu zu vermitteln. Jede NutzerIn, die sich für den Künstler oder das Kunstsystem »Gibling« interessiert, hat nun die Möglichkeit einen handnummerierten Geldschein in einer Wechselstelle zu erwerben und ihn auch über seine Gültigkeit hinaus als Kunstwerk zu behalten. Es darf vermutet werden, dass sich der Wert auch nach einem Jahr nicht reduziert, sondern möglicherweise im Kunstsystem seinen Wert behauptet oder langsam erhöht. Der Gibling ist eine ideale Metapher für das, was Postmaterialisten heute fordern. Er stärkt die Gemeinschaft von solidarischen Partnern und Gleichgesinnten.

Der Lebensstil von Postmaterialisten versteht sich als Alternative zur am Konsum orientierten Überflussgesellschaft. Seine Anhänger versuchen durch bewussten Konsumverzicht den Alltagszwängen entgegenzuwirken. Generell ist für ihn das Streben nach materiellen Gütern von geringerer Bedeutung als



Der neue Gibling – bald auch als 500er erhältlich!

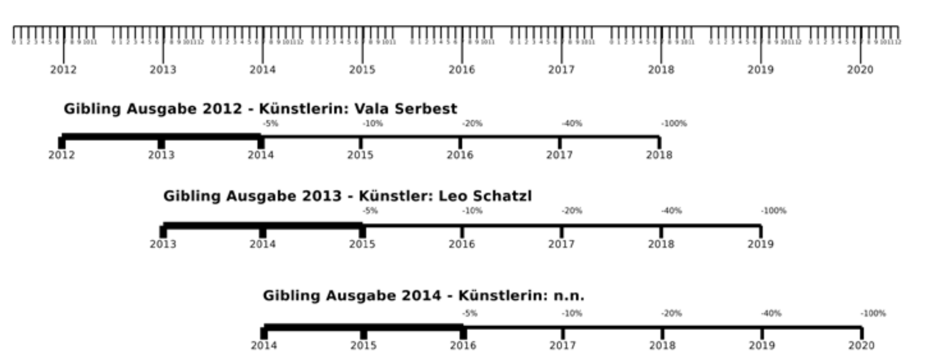
beispielsweise eine intakte Familie, Gesundheit oder Bildung. Ziel ist ein selbstbestimmtes und bewusstes, freies und illusionsloses Leben zu führen. Nach Auffassung des US-amerikanischen Politologen Ronald Inglehart sinkt bei steigendem Wohlstand einer Gesellschaft das Bestreben nach materialistischen Werten. Währenddessen nimmt das Bestreben nach postmaterialistischen Werten zu.[1] Postmaterialisten sehen sich selbst vor allem als Humanisten. Im Zentrum ihres Interesses stehen die Werte und die Würde des Menschen. Hierbei spielt der Wunsch nach persönlicher Integrität und Integrität des gesellschaftlichen Umfeldes eine starke Rolle. Werte wie Toleranz, Gewaltfreiheit und Gewissensfreiheit gelten als wichtige humanistische Prinzipien menschlichen Zusammenlebens. Entspricht etwas nicht dieser Überzeugung, dann nimmt der Postmaterialist lieber Abstand. Er distanziert sich ausdrücklich und demonstrativ davon. Ein weiterer Wesenszug ist eine starke Betonung der eigenen Individualität. Diese Individualisierung geht ebenfalls wesentlich humanistischen Fragen nach: »Was bin ich als Mensch? Was ist meine persönliche Aufgabe in der Gesellschaft und wie kann ich in dieser Gesellschaft Sinn stiften? Sinn stiften für mich, meine Familie und mein gesellschaftliches Umfeld?« Anstelle der kollektiven Glücksversprechen der Werbung geht es nunmehr um die individuelle Erfüllung des eigenen Glücks. Die gesamtgesellschaftliche Konditionierung und ihre immer wiederkehrenden gebrochenen Glücksversprechen werden als solche erkannt und ersetzt durch die individuelle Vorstellung vom persönlichen Glück.

Der Soziologe Paul H. Ray und die Psychologin Ruth Anderson beschreiben schon im Jahre 2000 diese Menschen als Teile einer schnell wachsenden Gruppe innerhalb heutiger Gesellschaften. Sie bezeichnen sie als »Kulturell Kreative«. Diese befördern einen Wertewandel, der kreative Werte vertritt und deren Lebensstil von Gesundheits- und Umweltbewusstsein und einem expliziten sozialen Verantwortungsgefühl geprägt ist.[2] Sie verstehen unter »Kulturell Kreativen« eine der weltweit am schnellsten wachsenden Werteszenen. Heute gibt es in Städten wie Berlin Bezirke, in denen diese kulturell kreativen Menschen durch ihre Konsum- und Kulturvorstellungen das Stadtbild weitgehend prägen. Hierzu gehören Teile des Prenzlauer Bergs oder Friedrichshains. Das Bewusstsein, bestimmte humanistische und ökologische Werte zu teilen, führt dazu, dass sich Kindergärten, Schulen, Supermärkte, Cafés, aber auch normale Ladengeschäfte genau den Vorstellungen entsprechend entwickeln. In diesem Umfeld sind die postmaterialistisch geprägten »Kulturell Kreativen« eindeutig tonangebend. Die Straßen sind sauber und die Parks sind gepflegt und man sitzt im Café und trinkt seinen Cappuchino aus fair angebauten und gehandelten Kaffeebohnen mit aufgeschäumter Sojamilch. Er darf für die gute Sache gerne ein bisschen teurer sein. Es sind Ghettos des Wohlstands, selbst wenn sich ihre Bewohner postmaterialistisch wähnen. Allein die Statussymbole sind andere: Die gute Schule, die anregende Kulturreise, das kulturelle oder karitative Engagement und das besonders gute und ausgewählte Essen aus dem Bioladen vom Biobauernhof aus dem Umland. Aber der eigentliche Luxus ist die freie Zeit. Die Zeit, um sie mit sich, seiner Familie, seinen Freunden und seinen Mitstreitern für die gute Sache einzusetzen und sich Träume und Wünsche zu erfüllen. Der eigentliche Luxus ist nicht zu arbeiten und dennoch sorgenfrei und im Einklang mit sich und seinem sozialen Umfeld zu leben. Für sie hat die Arbeit als Statussymbol zugunsten der symbolischen Arbeit für die gute Sache abgedankt.

Die Postmaterialisten würden es sicher abstreiten, aber natürlich verkörpern sie ein unterschwelliges Klassenbewusstsein in ihrem Ghetto des postmaterialistischen Wohlstands. Es lässt sich am Preisgefüge der Umgebung und einem gehobenen Bildungsniveau und Konsumverhalten und den damit verbundenen sozialen Ausschlussmechanismen ablesen. Die Gentrifizierung wird wesentlich von solchen stilistischen Bewegungen mitgetragen. Der aus der Stadtsoziologie kommende Begriff beschreibt spezifische sozioökonomische Umstrukturierungsprozesse in städtischen Wohngebieten als ein Phänomen der sozialen Ungleichheit. Es ist ein Phänomen, das insbesondere von jungen bürgerlichen Familien und wirtschaftlich erfolgreichen Menschen mittleren Alters getragen wird. Denn auch ein Postmaterialist hat Eltern, die Materialisten sind und die Eigentumswohnungen für ihre Kinder erwerben oder wie Robert Musil gesagt hat, auch ein Mann ohne Eigenschaften hat einen Vater mit Eigenschaften. Der Philosoph dieser heutigen kulturell kreativen Generation ist Richard David Precht. Politisch korrekt, kritisch und vermeintlich links, aber nicht ganz links. Prechtig! Zu allem eine Meinung und den Tiefgang eines Kinderplanschbeckens.

BEZAHLTE ANZEIGE

Was aber unterscheidet den Gibling und seine Unterstützer und Nutzer von den neuen Kreisen der Postmaterialisten des Berliner kulturell kreativen Establishments? Grundsätzlich und völlig frei von Polemik: Der Gibling würde genau in solchen Wohlstandsghettos bestens funktionieren. Eigentlich erstaunlich, warum Herr Precht dies in »Die Zeit« noch nicht angeregt hat. Der Gibling selbst setzt sich deutlich von dieser Werteszene ab, indem er sich selbst im Umfeld des Punks verortet. Er nennt seine Zentralbank »Zentralpunk«. Er kommt aus dem Umfeld eines gedanklichen Postmaterialismus und verkörpert ebenfalls kulturell kreative Tendenzen, aber er versteht sich nicht als Währung des neuen jungen städtischen Bürgertums. Jenes Bürgertum würde nie über Geld reden: »Über Geld redet man nicht, Geld hat man!« Eine Attitüde des gehobenen Bürgertums von je her. Während der Gibling genau das will: Von sich reden machen und über Geld reden! Es gibt demnach große Unterschiede in der Bewegung der kulturell kreativen Postmaterialisten. Es gibt die Bürgerlichen und die Antibürgerlichen. Es gibt die, die sich alles leisten können und sich bewusst für Einschränkungen des eigenen Konsums entscheiden um dem Konsumterror zu entgehen. Und es gibt die Vertreter derjenigen, die sich von je her dem Konsumt entziehen müssen, weil sie ihn sich nicht leisten können. Die einen sammeln Flaschen um sie zu recyceln, die anderen sammeln Flaschen, weil sie das Flaschenpfand zur Aufbesserung ihrer Grundsicherung benötigen. Während die einen freiwillig und aus gesundheitlicher, politischer und kultureller Überzeugung Konsumverzicht üben, kommen die anderen von je her nicht in die Lage dem Konsumdiktat zu folgen, weil sie schlichtweg nicht genug Geld verdienen.



Wofür aber steht der Gibling? Der Gibling ist kein Medium zur Selbstverwirklichung! Die Idee von Leo Schatzl, ihn mit kunstsystemischen Fragen zu verbinden, ist deshalb auch kritisch zu bewerten. Es ist der Versuch, in den eigenen politisch aktiven und solidarischen Umfeldern ein Bewusstsein für das Problemfeld Geld zu schaffen und eine Abkehr von den Geldpolitiken der Großbanken und Staaten symbolisch zu vollziehen und zu mindestens symbolisch mit dem Gibling zu verkörpern. Schaut her, Autonomie funktioniert, sie tut nicht weh, sie macht Spaß und sie ist gleichermaßen gut und nützlich für die Nutzer, die Partnerunternehmen und vor allem um den öffentlichen Diskurs voranzutreiben. Es geht heute nicht mehr um Differenz im Sinne der Dekonstruktion! Vielmehr geht es um Distanz im Sinne der Autonomie. Die neuen jungen bürgerlichen Gutmenschen haben im Prinzip nicht nur Recht, sondern sie haben doppelt Recht. Wir verändern die Gesellschaft nur dadurch, dass wir erstens uns ändern und zweitens mit uns unser Umfeld. Dass sie hierbei nur oder meist nur solidarisch mit sich selbst sind, ist erst einmal nicht zu kritisieren. Vielleicht ist es der Bekehrungseifer, der ein bisschen an Marie Antoinette erinnert. Wenn sie kein Brot haben sollen sie Kuchen essen. Aber auch hier sind wir bestimmt ungerecht. Wir können in der späten Postmoderne nicht mehr umfassend analysieren, warum etwas wie ist, aber wir können souverän unser eigenes Lebensumfeld gestalten und unseren Wünschen anpassen: Unkonditioniert, frei und illusionslos! Und spätestens hier trifft sich der Gibling aus Linz mit dem Postmaterialisten aus dem Prenzlauer Berg. Wir können versuchen, unsere eigene Integrität zu schützen und vor Konditionierungen und Kompromittierungen zu bewahren. Der Gibling ist Ausdruck dieser Integrität und dieses Wunsches nach Autonomie.

---

[1] Vgl. Inglehart, Ronald. 1998. *Modernisierung und Postmodernisierung. Kultureller, wirtschaftlicher und politischer Wandel in 43 Gesellschaften.* Frankfurt/Main, Campus Verlag

[2] Vgl. Paul H. Ray; Ruth Anderson: *The Cultural Creatives. How 50 Million People Are Changing the World*, New York (Harmony Books) 2000

»…wenn der Sturmwind sein Lied singt,
dann winkt mir der großen Freiheit Glück.«
La Paloma

Irgendwo auf der Welt…

..ein kleines bisschen Glück. Wolf *Guenter Thiel* macht sich mit Blick auf das Messschiff Eleonore der Stadtwerkstatt Gedanken über das »kleine Glück«.

»Irgendwo auf der Welt gibt's ein kleines bisschen Glück«. Diesen langsamen Foxtrott komponierte Werner Richard Heymann für den Ufa-Tonfilm »Der blonde Traum« im Jahr 1932. Während für Lilian Harvey das Glück begann und während die Kritik sie euphorisch lobte, musste Werner Richard Heymann als Jude das Land, sein Heimatland, verlassen. Das Lied allerdings drückt das Zeitgefühl aus. 1933 wurde Heymann wegen seiner jüdischen Abstammung von der UFA gekündigt. Er ging in die Emigration, zuerst nach Paris und später nach Hollywood. In Hollywood komponierte er mit großem Erfolg zahlreiche Filmmusiken, unter anderem 1939 für den Ernst Lubitsch-Film Ninotschka mit Greta Garbo. Lubitsch, einer der ersten und erfolgreichsten deutschen Regisseure in Hollywood, unterstützte mit Salka Viertel und Paul Kohner den European Film Fund, um in die Vereinigten Staaten emigrierte europäische Filmschaffende wie Heymann in finanzieller Notlage zu unterstützen.

Viele der jungen in die Emigration gezwungenen Filmschaffenden allen voran Billy Wilder, der für Ninotschka das Drehbuch geschrieben hatte, suchten und fanden ihr Glück in den Vereinigten Staaten und vor allem in Hollywood. Das kleine Glück in den späten Weimarer Jahren wurde für sie zwar durch die Emigration erschüttert, dann aber durch den amerikanischen Traum, vom großen Glück und durch die Traummaschinerie Hollywoods ersetzt. Billy Wilder hatte mit Robert Siodmak, Fred Zinnemann und Edgar G. Ulmer im Stile der neuen Sachlichkeit das kleine Glück in dem vielgelobten Film »Menschen am Sonntag« genau skizziert. Der Film wurde mit viel Enthusiasmus und sehr wenig Budget in Berlin und Umgebung gedreht. Die Uraufführung am 4. Februar 1930 wurde begeistert aufgenommen. »Menschen am Sonntag« von 1930 und »Der blonde Traum« von 1932 bringen die Idee vom kleinen Glück sehr genau zum Ausdruck.

Während zum Ende der Weimarer Zeit vor dem Hintergrund der Wirtschaftskrisen und der totalitären Drohkulissen der Zeit das kleine Glück erstrebenswert schien, ging kurze Zeit später im Nationalsozialismus das kleine Glück, im inszenierten Glücksrausch der Massen unter. Der einzelne Glückssuchende wurde, wie Manes Sperber es beschreibt, zur Träne im Ozean. In seinem gleichnamigen Roman beschreibt Sperber die politische Landschaft Europas in den Jahren zwischen 1930 und 1945 und er stellt den Revolutionär, den Kämpfer für das Glück vor. Er kämpft für sich und für die Gesellschaft zuerst für den Kommunismus und schließlich für die Freiheit. Die Freiheit, die John Locke, 1690 in seiner Schrift »*An Essay Concerning Humane Understanding*« als die Grundlage jeden Glückes ansah. Sperber stellt seinen Helden in die Tradition der großen Revolutionäre, die alle für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit eintraten und in ihren Verfassungen das Glück als Recht jedes Einzelnen verbrieften. Die Glaubwürdigkeit des Buches liegt nicht zuletzt darin, dass er die echten Werte der revolutionären Idee nicht verleugnet hat.

Einer derjenigen, den Neoliberale immer sehr gerne ins Feld führen, um ihre kapitalistischen Feldzüge zu rechtfertigen, ist John Locke. Locke selbst hätte dies sicher vehement von sich gewiesen. Es ging ihm keinesfalls um eine Rechtfertigung der Raubzüge eines Francis Drake. Vielmehr war er als Vordenker der Aufklärung an der Verbesserung der Lebensumstände des Menschen interessiert. Seine politische Philosophie beeinflusste die Verfasser der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten 1776 nach eigenen Aussagen wesentlich. Das »*pursuit of happiness*« ist eine Formulierung von Locke und lässt sich eindeutig auf ihn zurückführen. Die Frage stellt sich, wie kann das Recht auf Glück verbrieft werden, wenn es sich bis heute nicht genau definieren lässt. Locke sah den Gesamtzustand des Genusses der Freiheits- und Besitzrechte und die damit verbundene Selbstverwirklichung als Glück an. Was aber sehen wir heute als Glück an? Der heute gängige Glücksbegriff geht davon aus, dass Glück ein Gefühl oder ein Zustand ist, in dem sich eine Person befindet und sich durch ein allgemeines, oft unbewusstes Wohlbefinden auszeichnet. Nicht objektive Tatsachen geben den Ausschlag, sondern das »Subjektive Wohlbefinden«. Glück kann einerseits nur kurz andauern, wie ein körperliches oder geistiges Hochgefühl, andererseits ist es ein dauerhaftes Glücksgefühl, wie es sich zum Beispiel in einer funktionierenden Beziehung oder in einer Familie einstellen kann. Die Frage, was Glück ist, können wir also nur sehr vage beantworten.[1]

Am Tor des Stammlagers Auschwitz I befindet sich der Schriftzug »Arbeit macht frei«. In den Konzentrationslagern während der Zeit des Nationalsozialismus war die Toraufschrift eine zynische Umschreibung für den vorgeblichen Erziehungszweck der Lager, die in Tat und Wahrheit nach dem Prinzip der Vernichtung durch Arbeit angelegt waren. Was hierbei aus dem Fokus gerät, ist die Herkunft dieser Parole. »Nicht der Glaube macht selig, nicht der Glaube an egoistische Pfaffen- und Adelzwecke, sondern die Arbeit macht selig, denn die Arbeit macht frei. Das ist nicht protestantisch oder katholisch, oder deutsch- oder christkatholisch, nicht liberal oder servil, das ist das allgemein menschliche Gesetz und die Grundbedingung alles Lebens und Strebens, alles Glückes und aller Seligkeit.«[2] Diese Maxime des 19. Jahrhunderts scheint in einer säkularen Welt umso mehr zu gelten. Heute scheint der gesellschaftliche Konsens zu sein: Arbeit ist ein zentraler Wert in dieser Gesellschaft, und nur wer arbeitet wird glücklich, weil er Geld verdient und sich so seine Freiheit erkaufen kann. Seine Freiheit besteht darin, sich Glücksmomente zu erkaufen. Zumindest verspricht dies die Werbung: Konsum macht glücklich! Eben nicht, sagen die Postmaterialisten. Vielmehr gilt es diesen Konsumzwängen zu entgehen, indem man den Konsum einschränkt! Erich Fromm spricht, Glück stelle sich erst dann ein, wenn man frei und illusionslos lebt. Hier stimmt er genau mit John Locke überein, der davon spricht, sich nicht täuschen zu lassen und auf die nur vorgetäuschte Freiheit und künstlichen Bedürfnisse hereinzufallen. Diogenes! Peter Sloterdijk fasst die Überzeugung Diogenes mit heutigen Begriffen zusammen: »Ideale, Pflichtideen, Erlösungsversprechen, Hoffnungen auf Unsterblichkeit, Ziele des Ehrgeizes, Machtpositionen, Karrieren, Künste, Reichtümer. Aus zynischer Sicht sind das alles Kompensationen für etwas, was sich ein Diogenes erst gar nicht rauben lässt: Freiheit, Bewusstheit, Freude am Leben…«.[3] Wir sprachen schon darüber im Zusammenhang mit der Eleonore in der letzten Ausgabe der *Versorgerin*.

Ohne auf die Eleonore wirklich eingehen zu können, möchte ich in diesem Zusammenhang auf zwei Filme von Helmut Käutner verweisen, in denen das Glück eine große Rolle spielt. Der Film Große Freiheit Nr. 7 wurde während des Zweiten Weltkriegs von Mai bis November 1943 im Deutschen Reich von Helmut Käutner gedreht. Er durfte nach der Zensur vom Dezember 1944 in Deutschland nicht gezeigt werden und wurde erst 1945 von den Alliierten freigegeben. Der Star des Films war Hans Albers, der den in die Jahre gekommenen Hannes Kröger spielt. Hannes, Anreißer, Sänger und Musiker im Hippodrom kümmert sich um das junge Mädchen Gisa. In ihr sieht er einen Menschen, der das Leben noch vor sich hat. Sie ist die Metapher für die große Freiheit und das große Glück. Mit dem Film hält Käutner ein unverhohlenes Plädoyer für die Freiheit. Albers darf noch einmal die Ferne beschwören. Er singt von der großen Freiheit und vom großen Glück. Ein halbes Jahr später 1944/45 dreht Käutner im völlig zerstörten Berlin den wunderbaren Film »Unter den Brücken«. Das kleine persönliche und berufliche Glück vor der Kulisse der Spree, fernab von den Heroismus- und Durchhalteparolen seiner Entstehungszeit. Käutner selbst spricht davon: »Wir lebten verträumt neben der Zeit und lenkten uns durch die Arbeit von all dem Schrecken ab«. 1944 schuf er diese »unglaublich dichte, atmosphärische Romanze voller filmischer Einfälle und vor allem voller Leichtigkeit, Zartheit und Poesie.« Käutner schuf mit dem Film eine Metapher für das stille und kleine Glück, das bis heute berührt.

---

[1] http://www.gutenberg.org/browse/authors/l#a2447

[2] Heinrich Bettziech (Beta): Geld und Geist. Versuch einer Sichtung und Erlösung der arbeitenden Volks-Kraft, A. W. Hayn, Berlin 1845

[3] Peter Sloterdijk: Kritik der zynischen Vernunft. Erster Band. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1983. S. 313.

Wolf Guenter Thiel lebt und arbeitet als Kulturwissenschafter und Schriftsteller in Berlin. Er war Stipendiat auf der Eleonore im September 2012.

Money, Money, Money

Der Politikwissenschafter und *Kurier*-Redakteur Bernhard Praschl hat ein »kleines ABC des Geldes« vorgelegt. Die Malerin *Astrid Esslinger* hat es gelesen.

O-Ton Bankräuber:
Sie gingen also zur Bank und dann?
Äh, da war schon das erste Problem. Ich fuhr mit dem Taxi hin, und zwar von dem Lokal, wo ich mich zuvor angetrunken hatte.
Keine sehr gute Idee.
Dachte ich mir danach auch.
Hatten sie einen Plan, das Objekt studiert, sich die Fluchtwege überlegt?
Das Objekt war die Bank, die ich als Kunde ohnehin kannte...

Ein Bankräuber, ein Broker und ein Banker kommen zu Beginn von »Das kleine ABC des Geldes« zu Wort. Was nach Figuren aus einem T. C. Boyle-Roman klingt, stimmt ein auf den popkultuellen Schwerpunkt dieses »Lesebuchs für Arm und Reich« von Bernhard Praschl.

Welche Pläne hatten sie mit der Beute schon geschmiedet?
Nichts besonderes, mit dem Großteil davon wollte ich die Schulden bei meiner Bank zurückzahlen.

Von den Kreisläufen des Geldes erfährt man wenig Konkretes; das 200 Seiten umfassende Buch widmet sich eher den glamourösen Aspekten des Geldes.
Von Goldfinger bis Rheingold, Dagobert Duck, Marx, Die Unsichtbare Hand, von Youtube zu Faust, dem Zauberer von Oz, dem Brettspiel DKT (das kaufmännische Talent) bis Weltbank präsentiert uns der Autor Fakten, Zahlen und Anekdoten aus der Welt des Geldes. Alphabetisch portioniert geht es in lockeren Assoziationen von wirtschaftlichen Eckdaten und Krisenschlagworten zu ausgedehnten Streifzügen durch die Film-, Literatur- und Musikgeschichte.
Gedanken aus Gesellschaftstheorie, Moralphilosophie, Ethnologie, Religionswissenschaft und Ökonomie verwebt der Kultur- und Lifestylejournalist mit enzyklopädischem Wissen und journalistischem Archivmaterial.
Man erfährt, dass Goethe Finanzrat war, wie viel Taschengeld ein deutsches Kind erhält, wo sich die größte Goldlagerstätte der Welt befindet, was es mit dem Freigeld von Wörgel und dem Tulpenzwiebelcrash in den Niederlanden des 17. Jahrhunderts auf sich hat, warum an jeder »Occupy«-Demo eine Faschingsfirma verdient und vieles mehr. Die Rankings am Ende des Buches verraten unter anderem die zehn Lieblingsspeisen und -getränke Warren Buffets, einiges über Autos, und wer die fünf freigiebigsten Menschen der Welt sind.



Wird hier was aus der Bank geschoben? Strichcodesklave von Astrid Esslinger

Erhellendes zu Ursache und Bewältigung der Krise sind in den weiterführenden Links und Literaturangaben zu erwarten, darunter zu Tomáš Sedláček, »Die Ökonomie von Gut und Böse«, in der der tschechische Ökonom unser gegenwärtiges Wirtschaftssystem in einen breiten historischen Rahmen stellt. Eine der zentralen Aussagen dieses Autors ist die Idee, dass Ökonomie auch ohne Mathematisierung möglich ist, dass sie weniger Gleichungen und Prognosen, dafür aber mehr moralphilosophische Fundierung braucht. Die Tatsache, dass wir die Bedeutung von kulturellen Normen und Werten für ökonomisches Denken vergessen haben, hält er für eine der Ursachen der gegenwärtigen Schuldenkrise. Selbst bei Milton Friedman, dem Paradevertreter wirtschaftsliberalen Denkens, findet sich die Einsicht, dass wirtschaftliches Handeln nur in Abhängigkeit von ethischen Regeln funktionieren kann. Nicht mathematisch abbildbare Prozesse sind es, die letzten Endes über Wohl und Weh von Volkswirtschaften bestimmen, sondern Wertesysteme, die jenseits mathematischer Rationalität liegen. Seine Hypothesen überprüft Sedláček anhand der Ideengeschichte.

O-Ton Banker:
Wer oder was trägt Ihrer Ansicht nach die Hauptverantwortung an der Krise? Die Banker tun in der Regel nur was erlaubt ist. Aber sie tun alles, was erlaubt ist. Schon aus Konkurrenzgründen. Man nennt es das Gesetz der Grenzmoral.
Säumig sind also jene, die gewählt sind zu normieren was erlaubt ist. Die Politiker.

O-Ton Broker:
Wie würden sie sich selbst bezeichenen? Vermögend? Reich? Oder arm?
Ich kategorisiere mich nicht nach meinen Finanzverhältnissen.

Verpackt ist dieses Infotainment aus dem Czernin-Verlag sehr exquisit in edlem Hardcover mit moosgrüner Leinenbindung und goldenen Prägelettern.

Bernhard Praschl, »Das kleine ABC des Geldes. Ein Lesebuch für Arm und Reich«, Czernin Verlag, Euro 19,90,-

---

Bilder von Astrid Esslinger:
http://esslinger.servus.at/

BEZAHLTE ANZEIGE

Der Gibling ist ein Treibling

Franz Primetzhofer über »logische Inkonsequenzen« der Community-Währung.

Ein Projekt, das versucht, Erscheinungen des Finanzkapitalismus praktisch, aktionistisch und symbolisch zu konterkarieren ist die Communitywährung »Gibling«, – initiiert von AktivistInnen im Umfeld der Stadtwerkstatt Linz und mitgetragen von nun schon vielen Kultur- und Szeneeinrichtungen. Geistiger Ausgangspunkt für derartige Konzepte von Regionalwährung, in diesem Fall Sektoralwährung, ist die Freiwirtschaftslehre von Silvio Gesell, die in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in verschiedener Weise Einfluss auf das wirtschaftliche Denken hatte.

Der Zins sei das Übel…

Als Kern des Übels wurde von Gesell der Zins ausgemacht – die wirtschaftlichen Krisen seien die Folge davon. Wegen des Zinses wird Geld gehortet und es wird dadurch zu einem Einkommen ohne Leistung, das unter schlechten Investitionsbedingungen wie höheren Zinsen nicht in den Produktions- und Konsumtionskreislauf eingespeist wird, was Produktion und Handel zum Erliegen bringt, Arbeitslosigkeit und soziale Verelendung nach sich zieht. Darum sei ein zinsfreies Geld notwendig, das das Zaubermittel für eine prosperierende Wirtschaft sei. Die Geldbesitzer, die mit den Zinsen Geld verdienen ohne was zu leisten, haben darüber hinaus auch noch eine besonders privilegierte Machtstellung; weil alle Menschen Geld brauchen, um Waren zu tauschen, sind sie auf das Geld angewiesen und müssen den entsprechenden Zins zahlen. Mit dem zinsfreien Geld wird ihre Machtstellung gebrochen; das Geld kann zinsfrei in die Produktion und den Konsum laufen; es wird investiert und konsumiert; die »Wirtschaft« floriert, so die Ideologen der Freiwirtschaft.

Analog zum Gesellschen Freigeld steckt im Gibling die Idee: Geld muss ausgegeben werden, nicht gehortet werden, in Umlauf gebracht werden, um den Kultur- und Szenesektor anzukurbeln und darüberhinaus identitäre Prozesse mit zu initiieren. Der Gibling ist mit einem jährlichen Ablaufdatum versehen; für den Gibling-Besitzer besteht der Zwang, innerhalb eines Jahres, den Gibling auszugeben, sonst verfällt er. Warum der Gibling, wie die InitiatorInnen behaupten, deswegen in Widerspruch zum kapitalistischen Wettbewerbssystem stehen sollte, ist nicht nachvollziehbar. Intendiert ist mit der Euro-Parallelwährung Gibling ja ein Hinlenken von Geldströmen in Form des Giblings auf die Kultur- und Szenewirtschaft, eine Ankurbelung dieses Sektors und damit ein Wachstum, das ja für die meisten ein Übel des kapitalistischen Systems darstellt. Und da im Kapitalismus Konkurrenz – die private Produktion – jeder gegen jeden, als Freiheitsprinzip beschönigt, vorherrscht, wird der Wettbewerb unter der Szenewirtschaft verschärft und nicht verhindert, wie es die Giblinge in ihrer guten Absicht bewerkstelligen wollen. Der Gibling ist ein Treibling, ein Antreiber der Produktion und der Konkurrenz und nicht ein Verhinderer des Wettbewerbs. Natürlich hat der Gibling praktisch kaum eine Relevanz, als solcher wurde er wahrscheinlich auch nicht konzipiert, aber gedanklich ist er nicht so harmlos und gut wie er vorgibt. Auch von Gesell war das zinsfreie Geld als Antreiberin in der Produktion und in weiterer Folge auch des Marktes gedacht, sogar soweit gehend, dass sich die Fittesten, biologisch die Bestausgestatteten durchsetzen würden und die Schwachen selektiert werden.

Die Paradoxie des Freigeldes, der Regionalwährungen, würden sie auf das System insgesamt angewendet werden, ist ja, dass die beabsichtigte Abschaffung des Zinses, der anscheinend der hauptsächliche Verursacher der Krise ist, im Produktionsbereich das Wachstum und die Konkurrenz geradezu entfesseln würde, weil es z.B »billiges« zinsfreies Kreditgeld für betriebliche Investitionen gibt. Jeder kapitalistische Unternehmer würde freudig zugreifen und auf Teufel komm raus investieren, so die Logiker des Freigeldes: die Wirtschaft würde wachsen, die Leute hätten über die Lohneinkommen wieder Geld, auch der Staat hätte über die Steuern mehr Einnahmen; die Zeiten würden wegen des zinsfreien Geldes rosig werden. Diese schöne Rechnung wird aber ohne den kapitalistischen Wirt gemacht; denn die Konkurrenz und die blinde Privatproduktion sind ja deswegen nicht ausgeschaltet. Der ganze kapitalistische Schwachsinn würde sich mit dem zinsfreien Freigeld ähnlich reproduzieren, weil der Zins nicht das Problem ist. Heute sind die Zinsen niedrig wie noch nie, es wird sogar von Negativzinsen gesprochen, d.h. es werden Zinsen für das Leihen von Geld bezahlt, und trotzdem liegen ganze Volkswirtschaften darnieder und Unternehmen investieren nicht, obwohl ihnen das Geld billigst zur Verfügung stünde: Weil das Kriterium für produktive Investitionen nicht der Zins ist, sondern der zu erwartende Profit, der wiederum auf der möglichst billigen Arbeitskraftvernutzung, dem Produktivitätsvorsprung gegenüber der Konkurrenz und der möglichen Absetzbarkeit der Waren beruht.

Immer wieder das böse Finanzkapital

Es war kein Zufall, dass die Ansichten von Gesell in der Krise der 1930er Jahre bei verkürzten antikapitalistischen Strömungen auf fruchtbaren Boden fielen. Das Zinskapital wurde als das raffende Kapital hingestellt und das »gute« Kapital als das »schaffende«, das unter der Zinsknechtschaft der Juden erwürgt würde.

Die Wut auf den Finanzkapitalismus ist heute weit verbreitet. Von vielen wird er für die Krise verantwortlich gemacht. Der aufgeblähte sich gegenüber der »Wirtschaft«, Produktion verselbständigte Finanzüberbau drohe diese zu erdrosseln, fehlzuleiten, auszuweiden und die Finanzkapitalisten fielen wie die Heuschrecken über die »braven«, wirklich Arbeit schaffenden Unternehmen her. Die Logik des warenproduzierenden Systems, des Kapitalismus ist ja mit dem aufgeblähten Finanzkosmos nicht außer Kraft gesetzt, vielmehr ist das System Ware, Geld, Lohn, Kapital, Staat, Markt damit an seine absolute Grenze gestoßen; das System hat die Welt erobert, ist global geworden, eine weitere Ausdehnung ist nicht mehr möglich. Die Wachstums- und Rentabilitätsmöglichkeiten in der Produktion und damit des Profits daraus sind zum Erliegen gekommen, einerseits durch den riesigen Produktivitätsschub durch neue Technologien, insbesondere Mikroelektronik und der Begrenztheit des Globus selbst. Die abstrakte, wertschaffende Arbeit verlor durch die rasante technologische Intensivierung des Produktionsprozesses dramatisch an Bedeutung gegenüber dem Sachkapital bzw. fixen Kapital – diese Arbeit aber ist entscheidend für den Mehrwert und im Weiteren für den Unternehmensgewinn. Die Quelle des Mehrwerts, die abstrakte Arbeit als wertproduktive Arbeit versiegt immer mehr.

…und immer wieder die menschliche Gier

Schnell sind dann auch die Schuldigen gefunden, die gierigen Banker, verantwortungslose Finanzhaie, Abzocker, Spekulanten, die schwachen Politiker, die nicht Grenzen setzen usw. Schuld wird personalisiert, was natürlich zur Konsequenz hat, sich an diesen Personen, Personengruppen, abzureagieren, wenn der Krise Einhalt geboten werden soll. Dass Personen, insbesondere wenn sie ausgesprochene Träger von Kapitalfunktionen sind, zuerst einmal Charaktermasken dieser sind, nicht individuell schuld sind, mag den mit dem üblichen Gefühlshaushalt ausgestatteten Menschen im Kapitalismus nicht gefallen, die mit ihren moralischen Kategorien dagegen ankämpfen. Eigenschaften wie Neid, Gier, Rücksichtslosigkeit, Verantwortungslosigkeit, Verkommenheit usw. werden der dunklen Seite des Menschseins angedichtet, statt zu begreifen, dass die Hervorbringung dieser Eigenschaften den systemischen Kategorien wie Konkurrenz, blinder unpersönlicher Vermittlung der Menschen untereinander durch abstrakte Arbeit, Geld und Kapital geschuldet sind. Die Menschen werden vom System gezwungen, Arschlöcher zu werden und es ist nicht zuerst eine Frage des ungustiösen moralischen Haushalts der Menschen an sich. Die vielbeschworene »unsichtbare Hand«, die anscheinend letztendlich alles irgendwie zum Guten für die Menschheit steuern soll, war von Anfang an eine blind um sich schlagende Hand, heute ist sie eine monströse Pranke, die die Welt zerschlägt. Mehr Elend und ungeheuerliche Vernichtung als dieses System des Kapitalismus hat noch nie eine Gesellschaftsformation vorher zustande gebracht; eingeredet werden soll uns das Gegenteil.

Da der Glaube, über mehr guten politischen Einfluss, oder es müssten halt die guten Leute an die Macht kommen, was zu verändern, verloren gegangen ist – und auch mit gutem Grund –, entstehen vielfach Initiativen, die der Logik des Systems der selbstzweckhaften Geldverwertung etwas entgegensetzen wollen. In diesem Sinne kann im Gibling der positive moralische Überschuss, dem System etwas entgegenzusetzen, höher bewertet werden als seine logischen Inkonsequenzen.

Franz Primetzhofer ist Soziologe, Wirt der »Druzba« und Seefahrer.

BEZAHLTE ANZEIGE

BEZAHLTE ANZEIGE

Herr Groll im Goldrausch

Von *Erwin Riess.*

Groll und der Dozent hatten auf einem Rastplatz an der Autostraße von Mauterndorf nach Tweng/Obertauern Halt gemacht. Sie warteten einen Regenschauer ab. Obertauern müsse man bei Sonnenschein sehen, hatte der Dozent gemeint. Ein Ballermann in den Tauern erfordere klare Sicht.
»Immerhin ist Obertauern unter den fünf größten Wintersportorten Österreichs, was die Besucherzahl anlangt. Wenn man die Vielzahl an häßlichen Betonklötzen, heimattümelnden Stuben und Halbbordellen betrachtet, fühlt man sich wie auf einem fremden Planeten.«
Groll kannte die verfeinerte Lebensart des Dozenten und dachte bei sich, daß es so schlimm schon nicht sein werde. Während die Regentropfen gegen die Windschutzscheibe prasselten, erzählte der Dozent von seinen Jugendjahren, als er mit Freunden vom Theresianum zu Wien einige Winter in Obertauern zum Schifahren war. St. Moritz war den Eltern der Kinder aus betuchten Familien zu weit entfernt gewesen, Zürs und Lech erschienen ihnen zu bieder, Kitzbühel wiederum zu proletarisch. Obertauern aber habe in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen modernen, aufregenden Schiurlaub in einer reinen Tourismusenklave geboten. Für Kinder aus einer Bildungsenklave schien das der geeignete Ort zu sein – der noch dazu den Vorzug hatte, von Wien nicht allzuweit entfernt zu sein. Sollte einem der Sprößlinge etwas zustoßen, wäre man als Familienoberhaupt mit dem großen Mercedes oder dem Familien-Jaguar rasch zur Stelle.



Ignaz Rojacher, 1844 - 1891, der letzte Gold-Bergknappe von Rauris

»Nicht nur das weiße Gold auf den Schipisten ist für diese Ecke der Tauern bestimmend, früher war es tatsächliches, physisches Gold, das hier gewonnen wurde. Das Tauerngold wurde durch Jahrhunderte abgebaut, wobei der wirtschaftliche Höhepunkt um 1550 erreicht wurde«, sagte der Dozent und zog ein paar eng beschriebene Manuskriptseiten aus seiner Aktentasche.
»Hier«, sagte er, »habe ich ein paar Notizen, die ich für einen Essay über die Rolle des Golds in der Finanz- und Vermögensgeschichte verwenden möchte. Wie Sie sicherlich wissen, empfiehlt es sich bei gesellschaftspolitisch relevanten Themen mit den materiellen Grundlagen der Fragestellung zu beginnen. In unserem Fall sind das die Geologie und die Tektonik.« Er legte die Blätter auf seine Knie, nahm das oberste Blatt hoch und sah Groll fragend an.
»Bitte«, sagte Groll. »Fahren Sie fort. Ich brenne darauf, meine Kenntnisse über Gold zu vertiefen.«
»Sie werden lachen«, meinte der Dozent. »'Vertiefen' ist das richtige Wort. Ein Synonym für Abteufen. Die Gold- und Silberbaue bei Böckstein und im Raurisertal bei Kolm-Saigurn waren neben den Edelmetallvorkommen am Monte Rosa im Valle Anzasca, Piemont, Italien, die höchst gelegenen in Europa. Zur Blütezeit des Bergbaues wurden zehn Prozent des Gold-Weltvorkommens in Gastein und Rauris gewonnen.«
Groll nickte geduldig.
Der Dozent fuhr fort: »Bei Zell am Ziller wurde 1630 ein Goldfund gemacht, der den einträglichen Goldbergbau bei Hainzenberg übertraf. Nun flammte ein alter Streit zwischen Salzburg und Innsbruck wieder auf.«
»Drauf ham sie sich die Köpf eindroschen, die Bergdeppen, die ausgschamten«, ergänzte Groll.
»So ähnlich. Woher wissen Sie das?«
»Weil i die Bazi kenn, die narrischen. Ich hab Verwandte in Werfen im Pongau, und das ist auch ein ehemaliger Knappenort. In Mühlberg am Hochkönig, gleich um die Ecke von Werfen, wurde bis in die siebziger Kohle gefördert. Und der Mann, der als erster Schispringer die Hundertmeter-Marke übertroffen hatte, führte dort das Rupertihaus. Er hieß Bubi Bradl und war in seiner Jugend ein überzeugter Nazi«, sagte Groll und versuchte, trotz der Enge des Fahrersitzes einen Pullover überzustreifen. »Was is jetzt nacha mit dem Streit gwesn?«
Wenn er nicht aufhöre, verballhorntes Bayrisch zu reden, sage er kein Wort mehr, erwiderte der Dozent.
»Dös is kein Bayrisch, dös is Pongauerisch. Dös klingt sich aber fei gleich. Nur geübte Ohren möchten ein' Unterschied hören.«
»Im Jahr 1427 hätten Salzburg und Tirol eine Halbe-Halbe-Teilung der Zillertaler Bergbaugewinne vereinbart«, setzte der der Dozent fort. »Als die Tiroler den Gewinn für sich haben wollten, zerstörten Salzburger Knappen etliche Tiroler Schmelzanlagen im Raum von Zell am Ziller.«
»Dös is ja wie im Wilden Westen!« sagte Groll und gab den Kampf mit dem Pullover auf. Immerhin war es ihm gelungen, den Pullover zur Hälfte anzuziehen.
»Wir müssen bedenken, daß das Zillertal damals – genau bis 1803 – zum unabhängigen Erzbistum Salzburg gehörte. Aber die einzige befahrbare Strecke von Salzburg ins Zillertal führte durch bayerisches und tirolerisches Territorium.« Der Dozent half Groll, den Pullover ganz überzustreifen.
»Vergelts Gott«, sagte Groll. »Auf daß Sie nie nicht und neama eine heiße Milch verschütten möchten.«
Was das nun wieder heiße, fragte der Dozent.
»Keine Ahnung«, sagte Groll.
»Die Bergleit reden halt so. Wahrscheinlich reden die sovui Bledsinn, weil die damit die ständige Heidenangst wegen derer bledn Lawinen übertauchen.«
»Da mögen Sie recht haben«, erwiderte Dozent. Der Regen wurde stärker. Die Scheiben waren von innen angelaufen, die beiden sahen nicht mehr, was außerhalb des Wagens vorging. Der Dozent ließ sich davon nicht beirren und fuhr fort. Die Salzburger hätten in ihrer mißlichen Lage einen kühnen Plan verwirklicht – eine innersalzburgische Verbindung von Salzburg ins Zillertal.
»Um 1630 baute man daher den dreißig Kilometer langen und unwegsamen Saumpfad über den Gerlospass zu einem befahrbaren Weg aus. Auf diesem könnte das Golderz von Hainzenberg über den Gerlospass zu den Großschmelzen in Mühlbach und Lend gekarrt werden. So entstand die alte Gerlosstraße aus einer kriegerischen Auseinandersetzung wegen des Goldes.«
»Bravo«, sagte Groll. »Da werdens blöd gschaut haben, die rinnerten Inntaler.«
»In der Folge seien es drei Sippen von Großgewerken gewesen, die den Edelmetallbergbau in den Tauern kontrollierten. Monopole seien keine neue Erfindung« sagte der Dozent. »Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wurde von über 800 Kilogramm Gold und fast 3000 Kilo Silber berichtet, die während eines Jahrzehntes gefördert wurden! Da die Gewerken aber darauf verzichteten, neue Stollen abzuteufen und die vorhandenen Erzgänge irgendwann erschöpft waren, kam der Goldbergbau nach hundert Jahren zum Erliegen.«
»Ja, mei«, sagte Groll.
Der Dozent sah Groll streng an.
»Ich hab gedacht, man redet alldahier so«, sagte der zur Entschuldigung. »Integration is eine Bringschuld der Zuagrasten. Zumindest in Österreich. Also red ich halt bayrisch oder obertaurisch oder wie das da heißt. Ich will ja nicht in einem abgelegenen Asylantenheim verhungern und von Sebastian Kurz in Deutsch unterricht werden.«
Er lasse den notwendigen Ernst vermissen, erwiderte der Dozent streng.
»Wir sind hier nicht in einem bayrischen Bierkrimi.«
»Dann eben fei net«, erwiderte Groll. »Jetzt tät i aber gern eine Brotzeit macha. Wo gibt's denn da ein Biergartl, ein saubers?«
Der Dozent schüttelte den Kopf und klärte Groll darüber auf, daß es im 19. und 20. Jahrhundert Versuche gab, den Goldbergbau wieder aufzunehmen, ernsthafte Bemühungen habe es aber dann unter den Nazi gegeben.
»Ja, die Nazi-Bazi!« rief Groll. »Die ham halt überall a Remmidemmi gemacht, die verruckten. Die ham sogar die Berge missioniert.«
»Schon zwei Wochen nach dem Einmarsch der Wehrmacht wurde der Goldbergbau wieder aufgenommen«, erzählte der Dozent. »Aber vergeblich, die Stollen mußten zu tief abgeteuft werden, der Gewinn stand in keinem vertretbaren Verhältnis zu den Kosten.«
»Des war er bei den Nazi nie«, meinte Groll. »Außer beim Zahngold der armen KZ'ler. Da habens ein Geschäft gemacht, die tapferen Preißen und die braunen Bayern und ihre depperten Nazihilfstruppen aus Tirol, Salzburg und Kärnten. Die vereinigten Bergnazi. Da hams den wehrlosen das Gold aus der Goschen geschlagen.«
Der Dozent nickte. Und er fuhr fort: »Das einzige, was die Nazi im Tauern-Bergbau zusammengebracht haben, war der sogenannte »Pasel-Stollen« in Gastein, benannt nach einem Referenten im damaligen Reichswirtschaftsministerium. Heute heißt er ‚Gasteiner Heilstollen' und dient als Radon-Therapiestation für Rheumakranke.«
»Gut, daß die Graberei vorbei is'« sagte Groll.
»Sie werden lachen«, sagte der Dozent. »Seit 2006 führen eine Londoner und eine kanadische Firma Goldbohrungen im Lungau durch. Darüber hinaus werden aber auch Nebenprodukte wie Kupfer und Silber gewonnen. Die steigenden Rohstoff- und Goldpreise lassen schöne Profite erwarten. Der Salzburger Geologie-Papst Werner Paar glaubt zu wissen, daß ein Großteil des Goldes noch im Berg lagert. Und 2011 wurde mit Probebohrungen auf 1700 Meter Höhe im Rotgüldengebiet begonnen. Gearbeitet wird in zwei Schichten von 6 bis 22 Uhr. Die Bohrung soll bis in 300 Meter Tiefe geführt und das Gestein auf Silber, Kupfer, Blei und Zink untersucht werden.«
»Von mir aus«, sagte Groll. »Wann hört jetzt nacha der blede Regn auf?«
»In diesen Breiten hört der Regen niemals auf. Never ever, wenn Ihnen das etwas sagt«, erwiderte der Dozent.
»Aye Aye«, sagte Groll. »Dann wern mir halt a Runde schlaffa«. Er lehnte sich in seinem Sitz zurück und schloß die Augen.



Belfast and furious

Stefan Rois über Unruhen in Nordirland. Und über innere Unruhen – ausgelöst durch Flaggenfetischismus, linken Nationalismus und die eigene Dekadenz.

Eine Linie gepanzerter Polizeiwägen riegelt die Straße ab. Die Belfaster Exekutive hat die Demonstrierenden großräumig eingefasst. Über uns kreist ein Helikopter. Lautstark. Der Politiker am provisorischen Podium hat trotz Megaphon Mühe, den Lärm der Rotoren zu übertönen. »No surrender!« Die Masse brüllt. Selten habe ich mich so sehr als Journalist empfunden wie in diesen Momenten. »Hier passiert was. Und ich bin dabei.« Das denke ich - mit gesteigerter Pulsfrequenz im Getümmel stehend - und weiß zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass ich mich dafür ein wenig schämen werde, Stunden später, wenn das Spektakel vorüber ist.


Foto: Petra Moser

Ich stelle eine Frage, beinahe schreiend, und halte das Mikrophon vor eine blau-rot-weiße Kapuze. Mein Gegenüber antwortet: »This is Great Britain: Where is the flag?« Wir sind umgeben von Dutzenden wehenden Wimpeln und Fahnen. Union Jack. Überall. Vom Kinderwagen bis zum vermummten Hooligan - nahezu alles und jede/r stellt die Farben Großbritanniens zur Schau. Nur dort oben, auf der City Hall of Belfast, dort ist keine Flagge zu sehen. »That's why people are angry.«

Ein fehlendes Stück Stoff ist zum roten Tuch geworden. Seit mehr als 100 Jahren hatte die Flagge des Vereinigten Königreichs auf dem Rathaus der nordirischen Hauptstadt geweht. Bis im Dezember 2012 der Beschluss gefasst wurde, die Flagge nur noch an 17 symbolträchtigen Tagen im Jahr zu hissen. Die irisch-nationalistischen Kräfte im Stadtrat hatten sich mit einer knappen Mehrheit durchgesetzt. Für die königreichstreuen UnionistInnen ein Schlag ins Gesicht. Die Folge waren wochenlange Proteste. Verkehrsblockaden, brennende Busse, Anschläge, Morddrohungen, blutige Ausschreitungen. Die Ausläufer dieses »Flag Riots« erlebte ich vor Ort.

Im Rahmen eines EU-Projektes waren eine Kollegin und ich im Jänner dieses Jahres nach Belfast geflogen. Im Auftrag von Radio FRO tauschten wir uns dort mit VertreterInnen anderer freier Radiostationen aus. Spannender als die Vorträge und Diskussionen empfand ich die Abende in den dunklen Pubs, wo ich bei reichlich Guinness reichlich lernte. Allen voran über die Auseinandersetzungen in Nordirland. Die gewaltvollste Phase, die Ende der 1960er einsetzte und bis Ende der 1990er andauerte, forderte bekanntlich tausende Todesopfer - auf katholischer und protestantischer Seite. Doch halt. Hier gilt es die Worte mit Bedacht zu wählen.

Sicherlich sind die irischen NationalistInnen fast durchwegs katholisch und die pro-britische Fraktion ist nahezu flächendeckend protestantisch. Doch im Gegensatz zum medialen Bild, das hierzulande und auch auf den Inseln vermittelt wird, ist dieser Konflikt nur oberflächlich ein religiöser. Um es in den Worten eines nordirischen Kollegen zu formulieren: »In diesem Kampf geht es nicht darum, ob Maria eine Jungfrauengeburt hatte oder nicht.« Der Mythos des Religionskrieges kommt London gelegen. Solange sich in Nordirland FanatikerInnen aufgrund von Glaubensdifferenzen die Köpfe einschlagen, kann man sich als die Stimme der Vernunft inszenieren und seinen Einfluss legitimieren. Hier liegt eine historisch-politische Perversion vor; muss doch Großbritanniens, bzw. Englands allmähliche Invasion, die mit der Eingliederung Irlands ins Königreich um 1800 vorerst abgeschlossen wurde, als entscheidende Wurzel der Spannungen gelten.

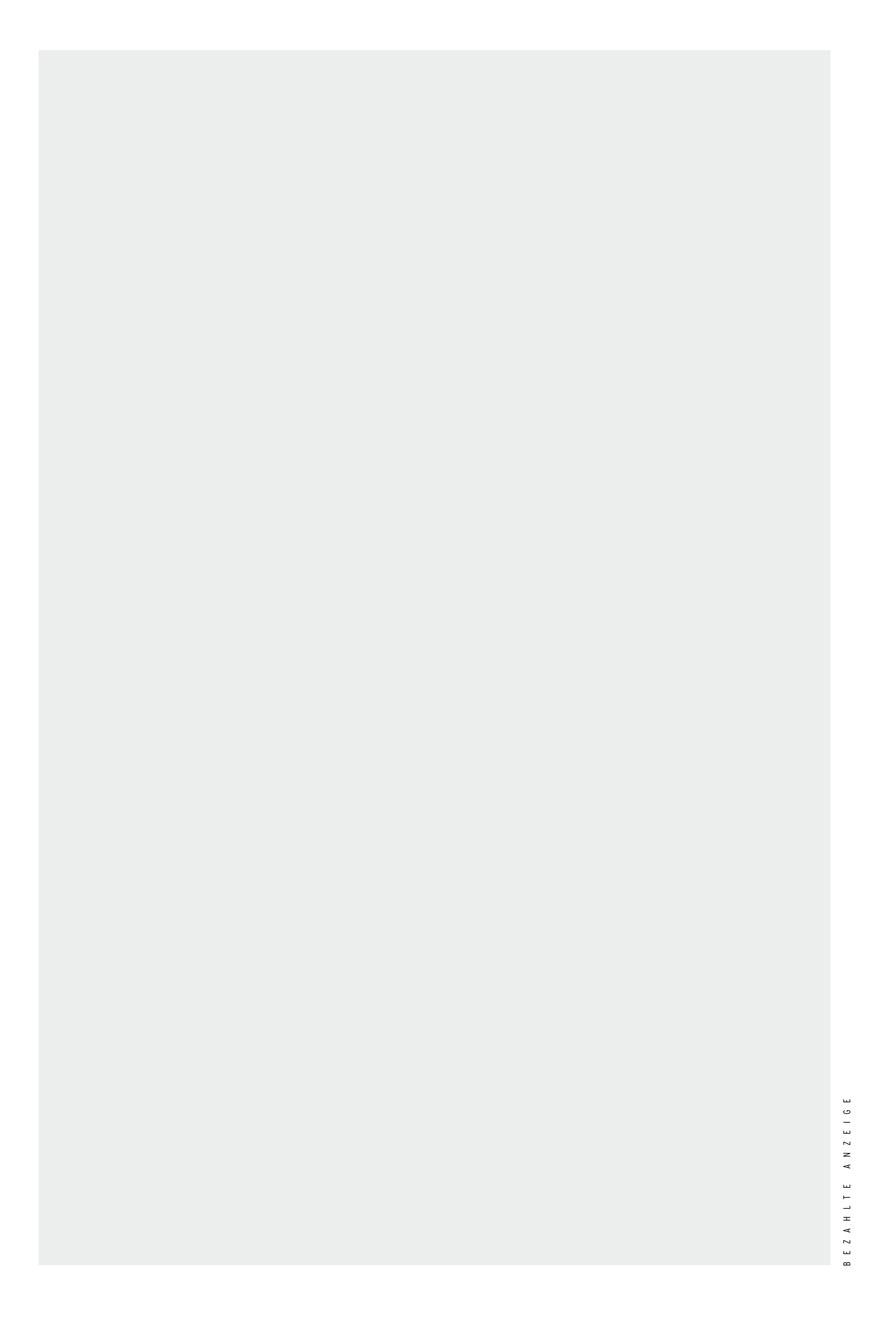
Doch dies ist kein anti-britisches Pamphlet. Einseitige Schuldzuweisungen, ja vielleicht Schuldzuweisungen generell, sind niemals ein Gewinn. Schon gar nicht in Bezug auf einen dermaßen leidvollen Konflikt, der sich mittlerweile über Jahrhunderte erstreckt und an Komplexität kaum zu überbieten ist. Und selbst eine reflexartige Sympathie gegenüber den Underdogs liegt mir fern. Im Gegenteil. Der Nationalismus mancher irischer KollegInnen hat mir schwer zu denken gegeben. Umso mehr, weil diese Menschen in Hinblick auf die meisten politischen Fragestellungen progressive, weltoffene Positionen vertreten. Der Primat der Ökonomie, der materialistische Wertekatalog, die finanzkapitalistisch-neoliberalistische Megalomaschine, Sexismus, Homophobie: All das und noch viel mehr wird kritisch beäugt oder offen bekämpft. Aber »No borders«? No way. Sie identifizieren sich mit einer vermeintlich geschlossenen Kultureinheit und kämpfen für die Unabhängigkeit einer bestimmten Gruppierung, derer sie sich zugehörig fühlen.

Überheblichkeit ist jedoch fehl am Platz. Ich habe leicht reden. Meine Sprache ist keine bedrohte Minderheitensprache. Und nie habe ich Repressionen aufgrund meiner Ahnenreihe erlitten. Zusätzlich bin ich durch die mitunter grauenhafte Geschichte »meines« Landes geprägt, in der das Denken in Kategorien wie »Volk«, »Nation« oder gar »Rasse« unsäglichen Horror hervorgebracht haben. Patriotismus ist für mich in erster Linie eine Einübung in den Faschismus. Bei allem Verständnis der konkreten Bedingungen, unter denen »Nationalismus von unten« entstehen kann: Ich sehe keinen guten Grund, mein Selbstbewusstsein aus meiner Herkunft zu generieren, aus meiner Art zu reden oder aus den Gepflogenheiten des Kulturkreises, in den ich hineingeboren worden bin. Und wenn irgendeine Kronbergerin als Schnellste in den Zielraum wedelt, will ich mich erst fragen: »Wos wor mei Leistung?«, bevor ich »Wir sind Weltmeisterin!« rufe. Pluralität und wechselseitige Anerkennung: Na no. Identitätsstiftung durch harte Ab- und Ausgrenzung: No way.

Und doch merkte ich, als ich mich ein wenig schämte, Stunden später, als das Spektakel vor dem Belfaster Rathaus vorbei war, dass etwas in mir Neid verspürte. Auf meine pro-irischen KollegInnen, auf die loyalistischen DemonstrantInnen. Etwas in mir hätte auch gerne ein ganz klares Kampfgebiet, eine/n deutlich auszumachende GegnerIn, eine unausweichliche Konfrontation. Und ein Teil meiner Scham speiste sich aus dem enormen Zynismus, der in dieser Gefühlsregung lag. Ich flog zurück nach Linz und fiel in ein Loch. Als ich wieder heraus kletterte, war ich der Pubertät entwachsen. Wir brauchen keinen Feind. Wir brauchen Ideen für eine bessere Welt. Und: Es gibt zu tun. Mehr als genug.

Stefan Rois ist Koordinator des akustischen Infomagazins FROzine (Radio FRO).

BEZAHLTE ANZEIGE



BEZAHLTE ANZEIGE

VERANSTALTUNGEN STWST
JUNI/JULI/AUG

Fr. 07.06. 22:00	bass.invadaz pres. INSIDEINFO b2b MEFJUS :: d'n'b
Sa. 08.06. 22:00	Fireclath pres. The Roff is on Fire mit ALOZADE (KINGSTON X JAMAICA) u.v.m. :: reggae/dancehall
Fr. 14.06. 23:00	THE FUTURE SOUND pres. SLOW MAGIC/GIRAFFAGE/ MISTERS LIES :: electronic
Sa. 15.06. 16:00	Kartoninstrumente Kontest am AEC Maindeck
So. 16.06. 21:30	THE EMPRESS CLUB pres. AKUA NARU :: hip hop
Fr. 21.06. 22:00	URBAN AFFAIRS Linz #2 :: reggae
Fr. 28.06. 22.00	Cortez + Nuclear Havoc + Wet Spinach :: postrock/hardcore
Sa. 01.07. 22:30	Kurkumba im Cafe Strom
So. 07.07. 22:00	Burt :: crust/punk
Fr. 12.07. 17:00	Ottensheim Open Air Tag 1
Sa. 13.07. 17:00	Ottensheim Open Air Tag 2
Do. 18.07. 23:00	Pflasterspektakel Nightline im Cafe Strom
Fr. 19.07. 23:00	Pflasterspektakel Nightline im Cafe Strom
Sa. 27.07. 18:00	Rollerdisco am AEC Maindeck
Fr. 02.08. 18:00	Stadtwerkstatt Open Air Tag 1
Sa. 03.08. 18:00	Stadtwerkstatt Open Air Tag 2

20 Jahre Open Air Ottensheim, 12.-13. Juli 2013

Mit einer Mischung aus Erleichterung und Wehmut wohne ich als seltene Besucherin einer abendlichen Open-Air-Sitzung bei. Freudig, dass ich mir die hundertste Diskussion über Klowägen und Semmerlpreise nun aus der Ferne anhöre, gerührt zu sehen, dass die nächste Generation mit genauso viel Herzblut und Energie über jedes noch so kleine Detail die Köpfe zerbricht. Der kleine Bruder schreibt das erste Mal Protokoll und ist ganz penibel, will kein einziges Wort verpassen (er fragt mich später, ob ich das vorher kontrolllesen kann). Die kleine Schwester moderiert mit Inbrunst, Kontrolle braucht sie schon lange keine mehr.
Wahrscheinlich hat sich das Open Air deshalb so lange gehalten... die Mischung aus Freundes- und Familienkreis, die einmal im Jahr zusammen ein Riesending auf die Beine stellt, mit viel Verantwortung aber mindestens genauso viel Spaß. Die alten Hasen führen die motivierten Jungen in das Mysterium der Festivalorganisation ein und lernen dabei selber jedes Jahr wieder einiges dazu. Manche der OrganisatorInnen sind jünger als das zu schaukelnde Kind - klingt melancholisch, ist es auch!
2013 feiert das Open Air Ottensheim seinen 20. Geburtstag - 20 Jahre, 3 Jahre Pause, eine wetterbedingte Absage und ein Vorläufer, Rock in Ottensheim 1982. Grund genug kurz inne zu halten und die Geschichte und außergewöhnliche soziokulturelle Wirksamkeit des Festivals, das weit mehr als nur ein solches ist, wieder zu erzählen und in einem Buch zu verewigen. So wird schon auf den ersten Seiten die seit nunmehr über 30 Jahre und viele Generationen junger Menschen andauernde soziokulturelle Dynamik, die Ottensheim so sehr auszeichnet und nicht zuletzt für das Attribut »gallisches Dorf« mitverantwortlich ist, deutlich. In diesem 160-seitigen Standardwerk wird die Open-Air-Historie bis dato nachzulesen sein, erzählt von den VeranstalterInnen, einigen MusikerInnen und LokalpolitikerInnen, illustriert mit vielen Bildern, die das Open Air Leben so schrieb. Erhältlich ist das Buch ab dem Präsentationstermin am 9. Juli 2013.
Doch was erwartet eineN nun am zweiten Juli-Wochenende am Rodlgelände in Ottensheim?
Die BesucherInnen können sich auf das stets qualitative und facettenreiche Musikprogramm freuen, mit einer Mischung aus heimischen Größen und internationalen Geheimtipps ist für alle was dabei. Das Dub Trio beehrt uns endlich am Open Air, Poetic Pilgrimage kommen nach der letztjährigen Absage mit The Ruff Pack, Der Nino aus Wien packt ein gewisses Maß an Chanson in die sperrigen Poprock-Songs und spielt mit Band auf, Station Rose ist auch dabei! Viele Bands mehr und alle weiteren Infos gibt es im Netz: *www.openair.ottensheim.at*
Langeweile kommt aber sicher auch tagsüber keine auf, das Festivaldorf hält wieder unterschiedliche partizipative Angebote von Bikekitchen bis Nähküche bereit. Und um Mutter Natur ein wenig Tribut zu zollen, wird mit dem GREEN PROJECT ein gleißender Komet in den Himmel gejagt, um euer Festival unter dem Licht des nachhaltigen Miteinanders tanzen zu lassen.
Mein Handy brummt, eine SMS von meinem Bruder >Protokoll gemailt< und weiter geht's. Getränke und einen Happen zu essen wird es auch geben, doch sollte man sich in diesen Dingen an die Worte eines weisen Mannes halten, der mehr Ahnung hatte: ‚Manchmal verspeist man den Bären und manchmal wird man eben vom Bären verspeist.'

20 Jahre Open Air Ottensheim 12.-13. Juli 2013 / Rodlgelände, Ottensheim

Mit: **Dub Trio // Poetic Pilgrimage feat. The Ruff Pack // Der Nino aus Wien // Tumido // Far Away Town // Station Rose // Madame Humtata // Jakuzi's Attempt // EsRaP // Fiasco Électrique // Elisa Works // Blindway Alley // Shigeto // DJ Ripley**

BEZAHLTE ANZEIGE

»Parole Brückenbau«

Ein Interview mit Rapperin **Sookee** aus Berlin. Von *Tina Füchslbauer*.

Die Rapperin Sookee, auch bekannt als Quing of Berlin, bietet seit ihrem Solo-Debüt »Kopf Herz Arsch« 2005 dem Hip Hop-Mainstream in Sachen Sexismus, Homophobie und Gewaltverherrlichung ein starkes Gegengewicht. Tina Füchslbauer traf sie vor ihrem Gig bei der Nightline des Crossing Europe-Festivals.

In deinem Track »Einige meiner besten Freunde sind Männer«, den du mit Refpolk aufgenommen hast, singst du über Sexismen in der linken Szene. Welche Rückmeldungen hast du da bekommen?

Das ist tatsächlich der Song mit den meisten Reaktionen. Viele sprachen mich danach an: »Ich hab das gehört und irgendwie erkenn ich mich auch darin, was soll ich denn jetzt machen?« Aber ich habe keinen Ratgeber geschrieben. Ich glaube schon, dass sich implizite Handlungsanleitungen ableiten lassen, aber ich bin jetzt nicht dazu da, dir eine Checkliste aufzustellen, die du dann abarbeiten kannst, um zu sagen: »Sookee hat gesagt, das geht jetzt klar.« Ansonsten wurde der Track quasi eine Referenz, Leute fühlten sich ermutigt, das Thema endlich mal anzusprechen. Refpolk und ich haben dann noch den Song »Mehr als genug« geschrieben, der sozusagen die Fortsetzung ist. Dazu haben wir mit verschiedenen feministischen Antifa-Gruppen aus Deutschland und Österreich Interviews über ihr Selbstverständnis gemacht, und die Antworten sind in diesen Song geflossen.

Auch wenn du sagst, du willst keine Anleitungen geben, hör ich da doch auch so was Pädagogisches raus. Du hast ja viel mit Jugendlichen gearbeitet. Machst du das jetzt noch weiter?

Ich hab ein pädagogisches Herz, ja, das stimmt schon. Das finden, glaub ich, auch ziemlich viele Leute anstrengend und sagen, das ist von oben herab. Aber das ist Quatsch, weil ich lern ja auch. Es gibt drei pädagogische Grundprinzipien bei mir: Fairness, Authentizität und Wechselseitigkeit. Ich arbeite immer wieder mal mit Jugendlichen, aber ich hab keine Lust mehr auf diese ganzen kurzzeitpädagogischen Projekte. Du machst was einen Tag oder einen halben Tag mit ihnen und haust wieder ab. Es ist Beziehungsarbeit notwendig, um inhaltlich wirklich was zu stemmen.

Die queer-feministische Berliner Szene ist sehr vielseitig. Erlebst du dort auch Ausschlussmechanismen? Und wo verortest du dich selbst?

Die Berliner Szene ist riesengroß, weil früher oder später fast alle nach Berlin ziehen. Dadurch, dass sich Leute den verschiedensten Gruppen anschließen können, wird es halt teilweise elitär. Die Sprache elaboriert sich stark, was ein Ausschlussmechanismus ist, und es wird schwierig, gewisse Debatten nachzuvollziehen.
Refpolk und ich machen diesen Vortrag zu Männlichkeitskonstruktionen und Heterosexismus im deutschsprachigen Rap. Da weisen wir schon darauf hin, aus welcher Position wir sprechen. Wenn wir über die Geschichte von Hip Hop erzählen, um über Rap zu reden, dann ist natürlich klar, dass, wenn das aus einer rassistischen Marginalisierungserfahrung heraus entstanden ist, nicht meine kollektive subkulturelle Geschichte ist, sondern dass ich an einem bestimmten Punkt aufgrund einer weißen Vereinnahmung überhaupt erst dazu gekommen bin, mich da anschließen zu können. Wir thematisieren auch, dass es Leute gibt, die es fragwürdig finden, wenn weiße Leute Rapmusik machen und erklären, warum wir trotzdem denken, dass es okay ist, dass wir das tun. Wenn ich aufhöre, gibt es halt eine Frau weniger, oder eine queere Person weniger, in diesem ganzen Trubel.
Ansonsten wird halt viel rumprojiziert. Die reguläre Hip Hop-Szene findet mich natürlich Scheiße, die ganzen Jungs haben wenig Liebe für das, was ich mache. Ich muss nicht jede Kritik annehmen, aber ich befass mich mit vielen Rückmeldungen. Ich habe auf jedem Album einen Song, der heißt »Lernprozess«, da reflektiere ich das vorangegangene Album kritisch. Natürlich hab ich immer wieder mal eine Sinnkrise, ob ich das alles richtig mach, ob ich zu kritisch bin, ob ich zu wenig kritisch bin. Ich hab jetzt viel für die linksradikale, queer-feministische Szene gespielt, hab da unglaublich viel Support bekommen, und das bleibt mein Zuhause. Momentan ist mein Zugang sehr öffnend, sonst wär ich nicht bei diesem Filmfestival hier. Das füllt mir einerseits den Kühlschrank, ist aber schon auch eine strategische Frage. Es ist eine gute Gelegenheit, was zu multiplizieren. Ich hab jetzt grad eine LP aufgenommen, die heißt »Parole Brückenbau« und so seh ich das tatsächlich. Es ist Zeit, meine Inhalte zu spreaden, ohne sie aufzuweichen. Viele sagen, sie haben keinen Bock mehr zu diskutieren, weil das machen sie jetzt seit tausend Jahren. Ich kann das voll verstehen, aber ich hab die Kraft noch.

Du schreibst Musikrezensionen für die* An.schläge. *Magst du uns auch noch ein paar Musikerinnen empfehlen?

Also in Großbritannien gibt es ganz viel zu entdecken. Ein Song, der als Recherchestart zu empfehlen ist, heißt »Female takeover«. Da gibt es ein Video, in dem sich mehrere Frauen unfassbar gut zeigen und jede von denen hat eigene Releases. Ansonsten empfehle ich Angel Haze aus New York, die ist total großartig. Dann gibt's genderqueere Personen wie Mykki Blanco. Im deutschsprachigen Raum gibt es viele Frauen, die schon seit einer ganzen Weile unterwegs sind, aber nicht so richtig gesehen wurden. Zum Beispiel ist da TemmyTon aus Hamburg. Und, ganz wichtig, es gibt ein female Hip Hop online-Archiv, das ganz viele Frauen versammelt, die Seite heißt *noboysbutrap.org*.

Empresses on stage

Ein Interview mit **LyricL** aus London. Von *Sandra Krampelhuber* und *Oona Valarie*.

Zum zweiten Mal fand am 19. Mai die neue Musikreihe der Stadtwerkstatt »The Empress Club« statt. Konzept dieser Musikschiene ist es, die Präsenz von Künstlerinnen on stage zu forcieren und lokalen wie internationalen Musikerinnen eine Plattform zu bieten, um kreative Netzwerke zu stärken und vor allem auch um jungen Künstlerinnen als Inspirationsquelle zu dienen. Musikalisch bewegt sich »The Empress Club« im Bereich von Bass Culture & Genres wie Hip Hop, Grime, Jazz, Soul, Performance-Poetry und so weiter. Die beiden Kuratorinnen Sandra Krampelhuber und Oona Valarie baten die in London lebende Rapperin und Spokenword-Künstlerin LyricL vor ihrem Konzert in der Stadtwerkstatt zum Interview.

Foto: Andreea Sasaran

Wann hast du angefangen Musik zu machen und dich für Hip Hop zu interessieren?

Mit 13 Jahren gewann ich einen Schulwettbewerb und musste vor meiner gesamten Schule, am Jahresende, etwas aufführen – mein Einstieg in die Musik und das Schreiben. Ich performte am College und ging zu Konzerten. Ich war groß, deshalb wirkte ich älter und konnte mich hinein schmuggeln. Dort traf ich Wyclef und die Fugees. Nach ihrer Show hörten sie mich in einem gemeinsamen »Freestyle Cypher« reimen und luden mich ein, ihr UK-Support zu werden und mit ihnen nach New York zu reisen…
Ich musste ablehnen, da ich zu jung war und meine Familie nicht zugestimmt hätte - zumindest dachte ich das! So ist das Leben…
Ich mag es, wenn durch Musik und Spokenword Geschichten, gefühlvolle Stücke kreiert werden, die die Gedanken erregen und Bilder erzeugen. Ich machte bei vielen Wettbewerben und »Emcee-Battles« mit, auch über die Grenzen Londons hinaus. Ich repräsentierte meine Universität auf dem »All Uni African-Carribbean Festival (ACFEST)«… Traf zahlreiche Produzent_innen und Künstler_innen und das führte dann zu meinem ersten Release.

Woher kommen deine Kreativität und deine Inspirationsquellen?

Mein Vater war Instrumentalist, Beatboxer/Drummer und spielte immer Musik zu Hause. Ich verstand erst später, dass er DJ für Enugu Radio in Nigeria war. Vorher wusste ich nur, dass er viel Musik sammelte. Also wuchs ich bereits damit auf, ihm zuzuhören, wie er Musik spielte, sang und kreierte. Er hörte African Jazz, High Life, ‚Oriental Brothers', ‚King Sunny Ade', ‚Marcia Griffiths', ‚Jimmy Cliff', …
Meine Mutter hingegen spielte nigerianischen Gospel und meine älteren Schwestern genossen ‚Rare Groove', ‚Lovers Rock' und ‚Revival/Reggae'. So erfuhr ich sehr früh eine große dynamische Vielfalt an verschiedenen Genres. Ich konzentrierte mich auf Menschen, die über ihre Erfahrungen schrieben, und diese in Worten und Liedern zum Ausdruck brachten.

Was waren deine größten Hürden in deiner musikalischen Laufbahn?

Das »Image«. Nicht in die stärkste musikalische Norm Londons, den »POP«, zu passen. Ich wollte mich nie anpassen und eine leicht zu verkaufende Musik produzieren. Das hätte mir das Publikum kosten können, dass mich von Anfang an begleitet hat. Die Musiker_innen änderten sich früher nicht so schnell wie sie es heute tun. Individuell und anders zu sein bekommt ein »Nein« in dieser Welt der »Ja-Sager_innen«.

Wie ist es als Frau im traditionell, männlich-dominantem Hip Hop Business?

Es ist offensichtlich. Allerdings komme ich von einem semi-professionellen Basketball Team und dort war ich bereits mit männlich dominantem Verhalten konfrontiert. Ich konzentrierte mich darauf, ich zu sein und das Beste zu geben. Ich spielte mit meinem Herzen, gab alles und genoss meine Reise. Und tatsächlich blieb ich bei dieser Methode. In allem was ich tue. Bis heute. Ich suche meine Kämpfe selbst aus. Der Begriff der »Tradition« bedeutet für mich etwas anderes. Aber ich verstehe, dass die konventionelle Methode des MC'ing im Sinne von »Master of Ceremonies« ein maskuliner Ausdruck ist.

Du lebst in London und deine Familie stammt ursprünglich aus Nigeria. Bist du von deinem nigerianischem Background beeinflusst?

Immer. Es gibt die Zusammengehörigkeit durch das Singen. Auch wenn du keine Sänger_in warst, hast du mitgemacht ‹‹dancing if not a dancer››. Sich erfreuen an der Wärme der Musik. ‹‹call-and-response››
Ich tanzte in einer Gruppe junger Igbo-Mädchen und wir performten auf Familientreffen, Veranstaltungen und Feierlichkeiten in London. Dabei wurden alle Traditionen aufrecht erhalten.
Mein Vater unterstützte mich auf meiner musikalischen Reise. Wenn ich in anderen Ländern spielte, motivierte, animierte und inspirierte er mich immer dazu, dies zu tun.
Mit meiner Band machen wir »Musik-Touren« und »Workshops«. Wir arbeiten mit jungen Menschen, die in schwierigen Verhältnissen leben.

Auch bei uns in der Stadtwerkstatt hast du einen Workshop gegeben: »Creative Writing and Rap«. Wie wichtig ist dir die Zusammenarbeit mit jungen Menschen?

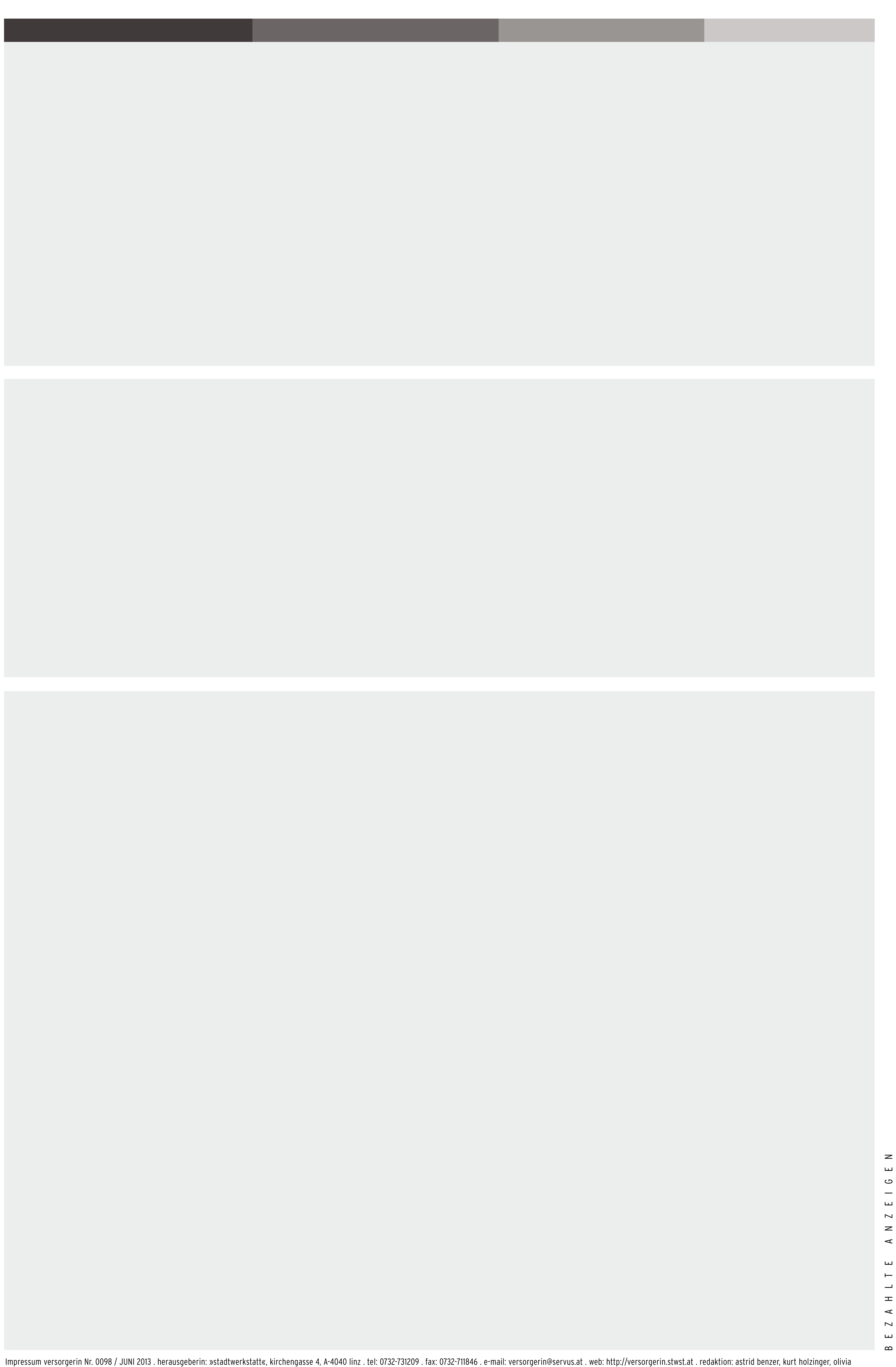
Ich freue mich, wenn ich einen Unterschied in das Leben von Menschen bringen kann, die alleine nicht die Möglichkeit haben, sich auszudrücken. Manche Menschen stecken in sehr extremen Situationen. Also ist es wichtig, sich die Zeit zu nehmen, um vom Alltag weg zu kommen.
‹‹I believe›› Das ist wofür Musik, Spokenword, Poetry,… stehen. Es ist eine Sprache. Wir kommunizieren ständig. Sich die Zeit zu nehmen und zu schauen »WIE« dieser Prozess funktioniert bereitet Freude und Kreativität. ‹‹love, happiness, understanding & peace›› Ich sag es nochmals: Das ist mein Zugang und ich lerne noch immer. ‹‹Give thanks››

Welche Botschaft schenkst du uns?

‹‹Living life - embracing the realness - sharing your truth - enjoying art/song/word and music - individuality - lyricism – light››

Mehr Infos zu LyricL: *www.FreshRotations.co.uk*

Next Date »The Empress Club«
16. Juni 2013: AKUA NARU & Digflo Band (US/DE)
www.facebook.com/The.Empress.Club



BEZAHLTE ANZEIGEN

Impressum versorgerin Nr. 0098 / JUNI 2013 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: http://versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, kurt holzinger, olivia schütz, franz xaver . cover: marika schmiedt . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 9.000 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERSTATT, KIRCHENGASSE 4. 4040 LINZ**